



Leseprobe

Robin Hobb

Stadt der Drachen Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 624

Erscheinungstermin: 22. November 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die letzten Drachen verlassen sich auf sie – doch für Gold würden Menschen alles tun. Die Fortsetzung der Regenwildnis-Saga, die mit »Wächter der Drachen« begann.

Die Brut der großen Drachin Tintaglia und ihre menschlichen Hüter haben ihr Ziel noch nicht erreicht. Die verlorene Drachenstadt Kelsingra scheint in unerreichbarer Ferne. Doch ein Zurück gibt es nun nicht mehr, denn Drachenjäger sind ihnen auf den Fersen. Plötzlich müssen sich die Drachen neben den Gefahren der Regenwildnis auch noch der Skrupellosigkeit und Gier der Menschen stellen. Misstrauen zu ihren Hütern flammt auf. Zu Recht! Denn unter ihnen sind Verräter, die für Gold alles tun würden.

Die *New-York-Times*-Bestsellersaga »Regenwildnis« von Robin Hobb ist unabhängig von der Weitseher-Saga lesbar und erscheint komplett bei Penhaligon:

1. Wächter der Drachen
2. Stadt der Drachen
3. Kampf der Drachen
4. Blut der Drachen

Dieser Roman ist bereits unter dem Titel »Drachenkämpfer« auf Deutsch erschienen. Er wurde für diese Ausgabe komplett überarbeitet.



Autor

Robin Hobb

Robin Hobb wurde in Kalifornien geboren, zog jedoch mit neun Jahren nach Alaska. Nach ihrer Hochzeit

Robin Hobb
Stadt der Drachen

Die *Regenwildnis-Saga* von Robin Hobb ist unabhängig von der *Weitseher-Saga* lesbar und erscheint komplett bei Penhaligon:

1. Wächter der Drachen
2. Stadt der Drachen
3. Kampf der Drachen
4. Blut der Drachen

Die Chronik der Weitseher von Robin Hobb bei Penhaligon:

1. Die Gabe der Könige
2. Der Bruder des Wolfs
3. Der Erbe der Schatten

Das Erbe der Weitseher von Robin Hobb bei Penhaligon:

1. Diener der alten Macht
2. Prophet der sechs Provinzen
3. Beschützer der Drachen

Das Kind der Weitseher von Robin Hobb bei Penhaligon:

1. Die Tochter des Drachen
2. Die Tochter des Propheten
3. Die Tochter des Wolfs

Besuchen Sie uns auch auf www.instagram.com/blanvalet.verlag
und www.facebook.com/blanvalet.

Robin Hobb

Stadt der Drachen

Roman

Deutsch von Simon Weinert

penhaligon

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»Dragon Haven (Rain Wilds Chronicles Book 2)« bei Spectra, New York.

*Dieser Roman ist bereits unter dem Titel »Drachenkämpfer« auf Deutsch erschienen.
Er wurde für diese Ausgabe komplett überarbeitet.*

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu
eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der
Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage 2021

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Robin Hobb
Copyright dieser deutschsprachigen Ausgabe © 2021 by Penhaligon
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Alexander Groß

Umschlaggestaltung und -illustration: © Max Meinzold, www.meinzold.de,
unter Verwendung eines Motivs von Eky Studio/Shutterstock.com

HK · Herstellung: MR

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-3257-4

www.penthaligon-verlag.de

Fünfter Tag des Gebetsmondes

IM SECHSTEN JAHR DES UNABHÄNGIGEN HÄNDLERBUNDS

Von Erek, Vogelwart in Bingstadt,
an Detozi, Vogelwart in Trehaug

Eine Nachricht von Händler Jurden an das Händlerkonzil der Regenwildnis in Trehaug, bezüglich einer Bestellung sevianischer Spitzen, deren Preis aufgrund eines unerwarteten Engpasses bedauerlicherweise beträchtlich gestiegen ist.

*Detozi,
herzliche Grüße! Was Geschwindigkeit und Zielsuche angeht, haben sich die Königstauben als Enttäuschung herausgestellt, doch ihre kurze Brutzeit und ihr schnelles Wachstum lassen mich darüber nachdenken, ob es nicht eine Möglichkeit gäbe, sie als für die Aufzucht in der Regenwildnis besonders geeignete Speisevögel zu halten. Wie findet Ihr diese Idee?
Erek*

PROLOG

Die Menschen waren in Aufruhr. Sintara spürte das penetrante Hin und Her ihrer Gedanken, lästig wie ein Schwarm Stechmücken. Die Drachin fragte sich, wie die Menschen überhaupt hatten überleben können, wenn sie ihre Gedanken nicht für sich behalten konnten. Die Ironie dabei war, dass sie weder die Kraft noch den Verstand hatten, die Gedanken ihrer Artgenossen zu verstehen – und das, obwohl sie keine Grille, die ihnen im Kopf herumspukte, für sich behalten konnten. Torkeleld stolperten sie durch ihr kurzes Leben und verstanden dabei weder ihresgleichen noch sonst ein Wesen auf der Welt. Welch ein Schock war für Sintara die Erkenntnis gewesen, dass die Menschen keine andere Möglichkeit der Verständigung hatten, als Laute auszustoßen und anschließend, wenn das Gegenüber antwortete, zu raten, was es mit seinen Lauten wohl meinte. »Sprechen« nannten sie das.

Kurz verzichtete sie darauf, das Bombardement an kreisenden Stimmen auszublenden, um herauszufinden, was die Drachenhüter derart in Aufruhr versetzt hatte. Wie üblich waren ihre Sorgen völlig unzusammenhängend. Einige fürchteten um die kranke Kupferdrachin – als ob sie ihr in irgendeiner Weise helfen könnten. Sintara fragte sich, warum sie um die sieche Kupferne herumscharwenzelten, anstatt ihren Pflichten gegenüber den anderen Drachen nachzukommen. Sie hatte Hunger, und heute hatte ihr niemand etwas gebracht. Noch nicht einmal einen Fisch.

Lustlos stapfte sie zum Fluss hinab. Doch es gab nicht viel zu sehen außer einem Streifen Kies und Schlick, Schilf und ein paar dürren Schösslingen. Ein paar matte Sonnenstrahlen fie-

len ihr auf den Rücken, spendeten aber kaum Wärme. Keinerlei Wild trieb sich hier herum. Vielleicht gab es ein paar Fische, doch die Anstrengung, die nötig wäre, um einen zu fangen, war das kurze Vergnügen, ihn zu fressen, nicht wert. Wenn ihr allerdings jemand einen Fisch brächte ...

Sie dachte daran, Thymara zu rufen und ihr aufzutragen, für sie auf die Jagd zu gehen. Nach dem, was Sintara von den Hütern gehört hatte, würden sie wohl so lange an diesem verlassenem Ufer verharren, bis der Kupferdrache entweder wieder auf den Beinen oder tot war. Sollte der Rote sterben, gäbe es eine ordentliche Mahlzeit für den Drachen, der als Erster zur Stelle war. Und das wäre Mercor, erkannte sie mit einiger Bitterkeit. Der Golddrache hielt Wache. Sintara spürte, dass er Gefahr für den Kupfernen argwöhnte, doch er hütete seine Gedanken und ließ weder die Drachen noch die Hüter wissen, was er dachte. Das allein schon ließ Sintara stutzig werden.

Wäre sie nicht so wütend auf ihn gewesen, hätte sie ihn rundheraus gefragt, welche Gefahr er fürchtete. Aber er hatte den Hütern ihren wahren Namen verraten, ohne dass sie ihn gereizt hatte. Nicht nur Thymara und Alise, ihren eigenen Hütern, hatte er ihn verraten, was schlimm genug gewesen wäre. Nein, er hatte ihren Namen hinausposaunt, als wäre das sein gutes Recht. Dass er und die meisten anderen Drachen beschlossen hatten, ihren Hütern ihren wahren Namen anzuvertrauen, war ihr völlig egal. Mochten sie ruhig so blauäugig und vertrauensselig sein, das kümmerte sie nicht. Sie mischte sich nicht in die Angelegenheiten zwischen Mercor und seiner Hüterin ein. Wieso aber hatte er sich dann die Freiheit genommen, ihre Beziehung zu Thymara ins Ungleichgewicht zu bringen? Jetzt, da das Mädchen ihren wahren Namen kannte, blieb Sintara nur zu hoffen, dass es mit diesem Wissen nichts anzufangen wusste. Kein Drache vermochte zu lügen, wenn jemand mit seinem wahren Namen die Wahrheit forderte oder den Namen bei einer Frage richtig einsetzte. Gewiss vermochte der Drache die Antwort zu verweigern, aber er konnte nicht lügen. Genauso

wenig war ein Drache in der Lage, eine Abmachung zu brechen, die er mit seinem wahren Namen geschlossen hatte. Mercor hatte diesem Menschlein mit der Lebensspanne eines Fisches eine unverschämte Machtfülle verliehen.

Sintara fand am Fluss eine freie Stelle und legte sich auf die von der Sonne gewärmten Steine, schloss die Augen und seufzte. Sollte sie schlafen? Nein. Auf dem kühlen Grund zu schlummern, war nicht sonderlich verlockend.

Widerwillig öffnete sie erneut ihren Geist, um zu erfahren, was die Menschen vorhatten. Jemand jammerte, weil er Blut an den Händen hatte. Die ältere ihrer beiden Hüterinnen war innerlich zerrissen, weil sie sich nicht entscheiden konnte, ob sie zu ihrem Ehemann zurückkehren und ihr Leben in Längeweile beschließen oder mit dem Kapitän des Schiffes schlafen sollte. Sintara stieß ein angewidertes Brummen aus. Da gab es überhaupt nichts zu entscheiden. Alise zerbrach sich den Kopf über Kinkerlitzchen. Es spielte keine Rolle, was sie tat, genauso wenig, wie es eine Rolle spielte, wo sich eine Fliege hinsetzte. Das Leben eines Menschen war lächerlich kurz. Vielleicht veranstalteten sie deshalb einen solchen Lärm, solange sie am Leben waren. Vielleicht war dies ihre einzige Möglichkeit, sich ihrer eigenen Bedeutung zu versichern.

Gewiss gaben auch Drachen Laute von sich, aber sie waren nicht auf diese Laute angewiesen, um ihre Gedanken auszudrücken. Klang und Lautäußerungen waren nützlich, um das Wirrwarr eines menschlichen Geistes zu durchdringen und die Aufmerksamkeit anderer Drachen zu erlangen. Klang war nützlich, um einen Menschen überhaupt einmal dazu zu bringen, sich auf das zu konzentrieren, was man ihm sagen wollte. Die Geräusche der Menschen hätten Sintara gar nicht so sehr gestört, wenn die Gedanken dieser Wesen nicht derart hervorsprudeln würden, während sie zur gleichen Zeit versuchten, die Bedeutung durch das Gekreische zu vermitteln. Manchmal war dieses zweifache Ärgernis so groß, dass sie sich wünschte, diese Kreaturen ein für alle Mal fressen zu können.

Sie verschaffte ihrem Unmut mit einem leisen Grollen Luft. Die Menschen waren nutzlose Plagegeister, und doch hatte das Schicksal es gefügt, dass die Drachen abhängig von ihnen waren. Nachdem die Drachen sich aus Seeschlangen in ihre jetzige Gestalt verwandelt hatten, waren sie aus ihren Hüllen geschlüpft und in einer Welt erwacht, die nicht zu ihren Erinnerungen passen wollte. Keine Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte waren vergangen, seit die letzten Drachen auf Erden gewandelt waren. Als missgestaltete Karikaturen ihrer selbst waren sie aus den Kokons gekrochen, und da sie nicht fliegen konnten, waren sie am sumpfigen Flussufer zwischen Wasser und dem undurchdringlichen Wald gefangen gewesen. Widerwillig hatten die Menschen ihnen geholfen, hatten ihnen Tierkadaver zum Fressen gebracht und ihre Anwesenheit geduldet, während sie darauf gelauert hatten, dass die Drachen entweder starben oder die Fähigkeit erlangten fortzugehen. Jahrelang hatten sie, eingepfercht zwischen Fluss und Bäumen, Hunger gelitten, weil sie nur das Nötigste zum Überleben bekommen hatten.

Und dann hatte Mercor einen Plan ausgeheckt. Der Golddrache hatte die Mär einer halb vergessenen Stadt eines uralten Volkes verbreitet, deren reiche Schätze ihrer Entdeckung harrten. Keiner der Drachen hatte dabei Gewissensbisse gehabt, entsprach doch die Erinnerung an Kelsingra, der Uraltenstadt, deren große Gebäude auch Drachen Platz boten, der Wahrheit. Wenn man die Menschen mit Erzählungen über Berge blinkender Schätze locken konnte, dann erfand man diese eben dazu.

Und so war die Falle gestellt, das Gerücht gestreut, und nach einiger Zeit hatten die Menschen den Drachen angeboten, ihnen bei der Suche nach der verlorenen Uraltenstadt Kelsingra zu helfen. Man stellte eine Expedition aus einem Flusskahn, mehreren Booten und einem Trupp Jäger zusammen. Dazu kamen Hüter, die sich um die Bedürfnisse der Drachen kümmern sollten, während die Reise flussaufwärts ging – zu einer Stadt, an die sich die Geschuppten nur noch in ihren Träumen einigermaßen deutlich erinnern konnten. Doch die

schmierigen kleinen Kaufleute, die in Cassarick das Sagen hatten, wählten dafür natürlich nicht ihre besten Leute aus. Nur zwei richtige Jäger hatten sie angeheuert, um über ein Dutzend Drachen zu ernähren. Die »Hüter«, die die Händler ausgesucht hatten, waren größtenteils Jugendliche und Außenseiter, die in den Augen der Regenwildnisbewohner besser nicht leben und sich schon gar nicht vermehren sollten. Denn die jungen Leute waren mit Schuppen und Auswüchsen gezeichnet, was die anderen Regenwildnisbewohner nicht gerne sahen. Immerhin konnte man den Hütern zugutehalten, dass sie die Drachen folgsam und fleißig versorgten. Aber die Menschen besaßen keine Erinnerungen ihrer Vorfahren und schlitterten lediglich mit dem bisschen Wissen durchs Leben, das sie während ihrer kurzen Existenz aufgeschnappt hatten. Darum war es mühsam, sich mit ihnen zu unterhalten, auch wenn Sintara gar nicht erst die Absicht hatte, ein geistvolles Zwiegespräch mit ihnen zu führen. Ein schlichter Befehl wie »Bring mir Fleisch« wurde meist mit Gejammer beantwortet, weil es angeblich ach so schwer war, Wild zu finden – oder mit Fragen wie: »Hast du nicht erst vor einer Stunde etwas gegessen?« Als könnten solche Worte sie dazu bewegen, ihre Bedürfnisse zu überdenken.

Unter den Drachen war allein Sintara so weitsichtig, sich statt einem zwei Hüter als Diener zu halten. Das ältere Menschenweibchen, Alise, war als Jägerin nicht zu gebrauchen, aber sie war eifrig – wenn auch nicht sonderlich geschickt – um die Körperpflege der Drachin bemüht und begegnete ihr mit dem gebührenden Anstand und Respekt. Thymara dagegen, die Jüngere der beiden, war zwar die beste Jägerin unter den Hütern, aber sie besaß ein aufsässiges, widerspenstiges Wesen. Mit zwei Dienerinnen konnte Sintara sich einigermaßen darauf verlassen, dass stets eine zugegen war, wenn sie etwas brauchte, zumindest für die kurze Zeit eines Menschenlebens. Das würde hoffentlich genügen.

Den größten Teil eines Mondzyklus waren die Drachen im flachen Wasser nahe dem dicht bewachsenen Ufer flussauf-

wärts gestapft. Der Waldrand entlang des Stroms war von Ranken und Kriechgewächsen und einem Gewirr aus ausladenden Wurzeln überwuchert, die es den Drachen unmöglich machten, sich trockenen Fußes fortzubewegen. Die Jäger ruderten voraus, die Hüter folgten in ihren Booten. Das Seelenschiff *Teermann*, ein langer, flacher Kahn, der nach Drachen und Zauberei roch, bildete den Abschluss. Mercor war ganz fasziniert von dem sogenannten »Seelenschiff«. Sintara und die meisten anderen Drachen dagegen fanden den Kahn beunruhigend und beinahe anstößig. Denn der Rumpf des Gefährts war aus Hexenholz, das eigentlich kein Holz war, sondern die Überreste des Kokons einer toten Seeschlange. Die Bretter, die man aus diesem »Holz« gewann, waren extrem hart und widerstandsfähig gegen Wind und Wetter. Die Menschen maßen dem Material einen großen Wert bei. Doch es roch nach dem Leib und den Erinnerungen eines Drachen. Wenn eine Seeschlange die Hülle wob, die sie beschützen sollte, während sie sich in einen Drachen verwandelte, fügte sie dem Gemisch aus Sand und Lehm, das sie mit ihrem Speichel hervorwürgte, auch ihre Erinnerungen hinzu. Deshalb war dieses Holz eine Ablagerung von Erinnerungen. Für Sintaras Geschmack sahen die auf den Schiffsrumpf gemalten Augen viel zu wissend drein, und die *Teermann* bewegte sich viel müheloser gegen die Strömung als jeder herkömmliche Kahn. Sie machte stets einen Bogen um das Schiff und sprach kaum mit seinem Kapitän. Allerdings zeigte der Mann auch wenig Neigung, mit den Drachen zu reden. Kurz blieb dieser Gedanke in ihrem Geist hängen. Hatte er etwa einen Grund, ihnen aus dem Weg zu gehen? Im Gegensatz zu einigen anderen Menschen schien er von den Drachen nicht eingeschüchtert zu sein.

Oder abgestoßen. Da fiel ihr Sedic ein, und sie stieß ein höhnisches Schnauben aus. Der penible Händler aus Bingstadt trottete hinter ihrer Hüterin Alise her, trug Stift und Papier bei sich, zeichnete Drachen und schrieb die bruchstückhaften Erkenntnisse auf, die Alise ihm diktierte. Denn er war von so

schwachem Geist, dass er die Drachen nicht einmal verstand, wenn sie ihn ansprachen. Wenn Sintara mit ihm redete, hörte er nur »Tiergeräusche«, die er unverschämterweise mit dem Muhen einer Kuh verglichen hatte! Nein, Kapitän Leftrin war ganz anders als Sedric. Er war weder taub für die Drachensprache, noch hielt er die Drachen seiner Aufmerksamkeit für unwürdig, wie es schien. Aber warum ging er ihnen aus dem Weg? Hatte er etwas zu verbergen?

Nun, er war ein Narr, wenn er glaubte, er könnte einem Drachen etwas verheimlichen. Sie schob die kurze Sorge beiseite. Drachen vermochten den Geist eines Menschen so leicht zu durchschauen, wie eine Krähe einen Misthaufen durchstöberte. Sollte Leftrin oder irgendein anderer ein Geheimnis haben, sollte er es ruhig hüten. Die Menschen lebten so kurz, dass es kaum der Mühe wert war, einen von ihnen kennenzulernen. Uralte waren einst würdige Gefährten der Drachen gewesen, denn sie hatten um einiges länger als Menschen gelebt, und sie waren klug genug gewesen, um zum Lob der Drachen Lieder und Gedichte zu verfassen. In ihrer Weisheit hatten sie die öffentlichen Gebäude und selbst einige ihrer Privatpaläste so errichtet, dass sie Drachen als Gäste empfangen konnten. Sintara erinnerte sich an gemästetes Vieh, an warme Zufluchtsstätten, wohin sich die Drachen vor dem Winter hatten zurückziehen können, an Bäder mit Duftöl, die das Jucken der Schuppen linderten, und viele andere Annehmlichkeiten, die die aufmerksamen Uralten für sie ersonnen hatten. Es war eine Schande, dass sie aus der Welt verschwunden waren. Jammerschade.

Sintara versuchte, sich Thymara als Uralte vorzustellen, aber es war ihr nicht möglich. Ihrer jungen Hüterin mangelte es an der richtigen Einstellung gegenüber Drachen. Sie war respektlos, trotzig und viel zu sehr mit ihrer Eintagsfliegenexistenz beschäftigt. Zwar besaß sie Temperament, konnte damit jedoch so gar nicht umgehen. Die ältere Hüterin, Alise, deren Elend und verborgene Unsicherheit Sintara auch jetzt deutlich spürte,

war sogar noch weniger geeignet. Eine Uraltensfrau brauchte etwas von der Entschlossenheit und dem Feuer einer Drachenkönigin. Hatte eine ihrer Dienerinnen das Zeug dazu? Was wäre nötig, um sie aufzurütteln, ihren Eifer auf die Probe zu stellen? Lohnte es sich, sie herauszufordern, um zu sehen, aus welchem Holz sie geschnitzt waren?

Etwas irritierte sie. Widerstrebend öffnete sie die Augen und hob den Kopf. Sie rollte sich auf die Beine, schüttelte sich und legte sich erneut hin. Als sie den Kopf wieder ablegte, erregte eine Bewegung zwischen den hohen Binsen ihre Aufmerksamkeit. Wild? Sie richtete den Blick darauf. Nein. Nur zwei Hüter, die den Uferstreifen verließen und in den Wald gingen. Sintara erkannte sie. Die eine hieß Jerd und war die Hüterin von Veras. Für eine Menschenfrau war die Dienerin des Gründrachen hochgewachsen, und auf dem Scheitel wuchs ihr ein blonder Haarschopf. Thymara mochte Jerd nicht. So viel wusste Sintara, auch wenn sie den Grund dafür nicht kannte. Der andere war Greft. Sintara schnaubte leise durch die Nüstern, denn mit Kalos Hüter konnte sie wenig anfangen. Auch wenn Greft den blauschwarzen Hünen versorgte und blitzblank putzte, traute Kalo ihm doch nicht über den Weg. Bei Greft hatten alle Drachen ein ungutes Gefühl. Thymara fühlte sich zu ihm hingezogen und hatte gleichzeitig Angst vor ihm. Er faszinierte sie, und Thymara ärgerte sich über diese Faszination.

Sintara schnupperte, erhaschte die Witterung der beiden Hüter und ließ die Augen halb zufallen. Sie wusste, wohin sie unterwegs waren.

Da kam ihr ein verblüffender Gedanke. Plötzlich erkannte sie eine Möglichkeit, ihre beiden Hüterinnen auf die Probe zu stellen. Aber wäre es die Mühe wert? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Erneut streckte sie sich auf dem warmen Felsen aus und wünschte sich vergebens, sie läge auf einem sonnenheißen Sandstrand. Sie wartete.

Fünfter Tag des Gebetsmondes

IM SECHSTEN JAHR DES UNABHÄNGIGEN HÄNDLERBUNDS

Von Ereկ, Vogelwart in Bingstadt,
an Detozi, Vogelwart in Trehaug

Beigefügt ein Schreiben von Händler Polon Meldar an Sedric Meldar, um herauszufinden, ob alles in Ordnung ist, und um sich nach dem Zeitpunkt seiner Rückkehr zu erkundigen.

*Detozi,
es scheint da eine gewisse Besorgnis hinsichtlich zweier Bürger aus Bingstadt zu geben, die Cassarick besuchen wollten, nun aber offenbar tiefer in die Regenwildnis gereist sind. Zwei beunruhigte Elternpaare haben mich heute separat aufgesucht und für rasche Informationen einen Bonus in Aussicht gestellt. Ich weiß, dass Ihr kein sonderlich gutes Verhältnis zum Vogelwart in Cassarick habt, aber vielleicht könntet Ihr dieses eine Mal Eure Verbindungen spielen lassen, um etwas über den Verbleib von Sedric Meldar oder Alise Kincarron Finbok in Erfahrung zu bringen. Die Finbok-Dame kommt aus einer wohlhabenden Familie. Gute Neuigkeiten würden wohl fürstlich entlohnt werden.
Ereկ*

1

VERGIFTET

Der schmatzende graue Matsch zerrte an ihren Stiefeln und ließ sie nur langsam vorankommen. Alise musste zusehen, wie Leftrin sich von ihr entfernte und auf die zusammengedrängten Hüter zuing, während sie sich abmühte, ihre eingesunkenen Füße zu befreien und ihm zu folgen. »Eine Metapher für mein ganzes Leben«, grummelte sie ärgerlich und beschleunigte entschlossen ihre Schritte. Kurz darauf kam ihr der Gedanke, dass sie es noch vor wenigen Wochen nicht nur als ein Abenteuer, sondern als regelrechte Herausforderung betrachtet hätte, das Flussufer zu überqueren. Heute war es nur ein morastiger Streifen Land, den es zu überwinden galt, und noch nicht einmal ein besonders schwieriger. »Ich verändere mich«, murmelte sie vor sich hin. Ein Kribbeln überlief sie, als sie spürte, dass Himmelspranke ihr zustimmte.

Hörst du alle meine Gedanken?, fragte sie die Drachin, erhielt aber keine Antwort. Mit Unbehagen rätselte sie, ob Himmelspranke auch von ihrer Schwärmerei für Leftrin und den Einzelheiten ihrer unglücklichen Ehe wusste. Fast im selben Moment beschloss sie, diese Geheimnisse zu wahren, indem sie nicht mehr daran dachte. Dann merkte sie jedoch, wie zwecklos dies war. *Kein Wunder, dass die Drachen eine so schlechte Meinung von uns haben, wenn sie jeden unserer Gedanken lesen können.*

Ich kann dir versichern, dass die meisten eurer Gedanken zu belanglos sind, als dass wir uns überhaupt eine Meinung darüber bilden. Himmelsprankes Antwort strömte in Alises Geist. Voller Bitter-

keit fügte die Drachin hinzu: *Mein wahrer Name ist Sintara. Nachdem Mercor ihn hinausposaunt hat und alle anderen ihn kennen, kann ich ihn dir auch verraten.*

Es war aufregend, mit einem so großartigen Wesen von Geist zu Geist zu sprechen. Alise wagte es mit einem Kompliment. *Ich bin überglücklich, endlich deinen wahren Namen zu hören, Sintara. Sein herrlicher Klang ist deiner Schönheit würdig.*

Steinernes Schweigen beantwortete ihren Gedanken. Sintara hörte sie sehr wohl, aber sie begegnete ihr mit Leere. Um diese zu überbrücken, stellte Alise erneut eine Frage. *Was ist mit dem braunen Drachen geschehen? Ist er krank?*

Die Kupferdrachin ist bereits so aus ihrer Hülle geschlüpft, und sie hat zu lange überlebt, antwortete Sintara gefühllos.

Sie?

Behellige mich nicht weiter mit deinen Gedanken!

Alise hielt sich gerade noch zurück, bevor sie eine Entschuldigung dachte. Das hätte die Drachin nur noch mehr verärgert. Zudem war sie beinahe bei Leftrin angelangt. Die Gruppe der Hüter, die sich um den Braunen versammelt hatten, löste sich gerade wieder auf. Der große Golddrache und seine kleine Hüterin mit den rosafarbenen Schuppen blieben als Einzige zurück, als sie neben Leftrin trat. Bei ihrem Näherkommen hob der Golddrache den Kopf und richtete die funkelnden schwarzen Augen auf sie. Alise spürte, wie sein Blick sie zurückdrängte.

Unvermittelt wandte Leftrin sich zu ihr um. »Mercor möchte, dass wir den Braunen allein lassen«, sagte er.

»Aber der Arme braucht vielleicht unsere Hilfe. Hat jemand herausgefunden, was er hat? Oder sie?« Sie fragte sich, ob Sintara sich geirrt oder sie gar auf den Arm genommen hatte.

Zum ersten Mal richtete der Golddrache das Wort direkt an sie. Seine tiefe Stimme dröhnte wie Glockenschläge und ließ ihre Brust erbeben, während sie ihren Geist erfüllte. »Relpda leidet an Parasiten, die sie von innen auffressen, und ein Räuber hat sie überfallen. Ich halte bei ihr Wache, damit gewiss

niemand vergisst, dass Drachen immer noch die Angelegenheit von Drachen sind.«

»Ein Räuber?« Alise war entsetzt.

»Geht«, befahl Mercor schroff. »Das hat euch nicht zu kümmern.«

»Kommt mit mir«, legte Leftrin ihr mit Nachdruck nahe. Der Kapitän reichte ihr den Arm, zog ihn dann aber abrupt zurück. Ihr wurde schwer ums Herz. Sedrics unglückselige Worte hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Zweifellos hatte Sedric es für seine Pflicht gehalten, Leftrin daran zu erinnern, dass sie eine verheiratete Frau war. Nun, sein Tadel hatte den Schaden bereits angerichtet. Nie wieder würde es zwischen ihr und Leftrin so ungezwungen und entspannt sein. Sie würden beide immerzu daran denken, was schicklich war. Wenn Hest, ihr Gatte, plötzlich leibhaftig bei ihnen aufgetaucht wäre, hätte sie seine Gegenwart auch nicht stärker empfinden können als ohnehin schon.

Noch hätte sie ihn mehr hassen können.

Das war ein Schock. Sie hasste ihren Ehemann?

Ihr war klar gewesen, dass er ihre Gefühle verletzte, dass er sie vernachlässigte und demütigte, dass sie verabscheute, wie er sie behandelte. Aber dass sie ihn hasste? Nie zuvor hatte sie sich gestattet, so über ihn zu denken, fiel ihr auf.

Hest war gut aussehend und gebildet, charmant und wohl-erzogen. Gegenüber anderen. Sie durfte sein Geld nach ihrem eigenen Gutdünken ausgeben, solange sie ihn in Frieden ließ. Ihre Eltern glaubten, sie hätte eine gute Partie gemacht, und die meisten Frauen, die sie kannte, beneideten sie.

Und sie hasste ihn. Das war es also. Eine Zeit lang war sie schweigend neben Leftrin hergegangen, bevor er sich räusperte und ihren Gedankengang unterbrach. »Verzeiht«, entschuldigte sie sich reflexartig. »Ich war mit meinen Gedanken woanders.«

»Ich glaube nicht, dass wir die Lage irgendwie ändern können«, sagte er traurig, und sie nickte, denn sie bezog seine Worte auf ihren inneren Aufruhr. Doch als er weitersprach, änderte

sich die Bedeutung. »Ich glaube nicht, dass der Braunen noch irgendjemand helfen kann. Entweder sie überlebt es, oder sie stirbt. Und bis sie sich für das eine oder andere entscheidet, sitzen wir hier fest.«

»Mir fällt es schwer, ein Weibchen in ihr zu sehen. Ihre Krankheit ist dann doppelt traurig. Es gibt nur so wenige weibliche Drachen. Mir ist es gleich. Mir ist es gleich, dass wir hier festsitzen, wollte ich sagen.« Sie wünschte sich, er würde ihr den Arm reichen. Sie hätte ihn sofort ergriffen.

Die Grenze zwischen Land und Wasser verschwamm. Der Morast wurde tiefer und nasser, bis er in den Fluss übergang. Kurz vor den Wellen blieben sie stehen, und Alise spürte, wie ihre Stiefel einsanken. »Wir können wohl nirgendwohin entkommen, nehme ich an?«, sagte Leftrin.

Sie sah zurück. Der Uferstreifen war von niedergetrampeltm Gras bedeckt und wurde von einer Barriere aus Treibholz und Dickicht begrenzt. Dahinter begann der eigentliche Wald. Von ihrem Standort aus wirkte er undurchdringlich und unheimlich. »Wir könnten es mit dem Wald probieren ...«, hob sie an.

Leftrin ließ ein tiefes, freudloses Lachen hören. »Das habe ich nicht gemeint. Ich sprach von Euch und mir.«

Ihr Blick begegnete seinem. Sie war verblüfft, dass er es so unverblümt angesprochen hatte. Und dann entschied sie, dass Sedrics Einmischung vielleicht doch ein Gutes hatte, nämlich dass sie aufrichtig miteinander waren. Schließlich gab es für keinen von beiden mehr einen Grund, ihre Gefühle füreinander zu verschweigen. Sie wünschte sich den Mut, seine Hand zu ergreifen. Stattdessen sah sie ihm einfach ins Gesicht und hoffte, dass er in ihren Augen lesen konnte. Er konnte es und seufzte schwer.

»Alise. Was sollen wir tun?« Obwohl die Frage rhetorisch gemeint war, beschloss sie, darauf zu antworten.

Sie waren ein paar Schritte gegangen, bevor sie die richtigen Worte fand. Er blickte beim Gehen zu Boden. Sie sah ihn von der Seite an, und mit ihren Worten gab sie alle Kontrolle auf,

die ihr bisheriges Leben bestimmt hatte. »Ich möchte das tun, was Ihr tun möchtet.«

Sie beobachtete, wie er das Gesagte verarbeitete. Eigentlich hatte sie erwartet, dass es wie ein Segen für ihn wäre, aber er nahm es wie eine Last auf. Sein Gesicht wurde sehr ruhig. Er hob den Blick. Vor ihnen lag der Flusskahn am Ufer und schien Leftrin mitleidsvoll anzublicken. Als er antwortete, galt das vielleicht nicht nur ihr, sondern auch dem Schiff. »Ich muss das tun, was richtig ist«, sagte er voller Bedauern. »Für uns beide«, fügte er hinzu, und sein Tonfall hatte etwas Endgültiges.

»Ich lasse mich nicht nach Bingstadt zurückschippern!«

Er lächelte mit einem Mundwinkel. »Oh, das ist mir durchaus bewusst, meine Liebe. Niemand wird Euch irgendwohin schippern. Wenn Ihr irgendwohin geht, dann aus freiem Entschluss, oder Ihr geht nirgendwohin.«

»Gut, dass Euch das klar ist«, sagte sie und versuchte, stark und unabhängig zu klingen. Sie griff nach seiner schwieligen Hand, umfasste sie fest und spürte ihre Rauheit und Kraft. Wie zur Antwort drückte er behutsam die ihre. Dann ließ er sie los.

Der Tag schien wie eingetrübt. Sedric schloss die Augen und öffnete sie wieder. Doch es half nichts. Schwindel erfasste ihn, und er hielt sich an der Wand seiner Kammer fest. Unter seinen Füßen schien der Kahn zu schwanken, obwohl er wusste, dass das Schiff am Ufer lag. Wo war nur der verdammte Türgriff? Er konnte ihn nirgends entdecken. Flach atmend lehnte er sich gegen die Wand und kämpfte gegen den Brechreiz an.

»Fehlt Euch etwas?«, erklang an seinem Ellbogen eine tiefe Stimme, die ihm nicht unbekannt war. Es kostete ihn einige Anstrengung, seine Gedanken zu ordnen. Carson, der Jäger. Der mit dem rotblonden Vollbart. Dem gehörte die Stimme.

Sedric holte vorsichtig Luft. »Ich weiß nicht. Ist etwas mit dem Licht? Mir scheint es so düster zu sein.«

»Heute ist ein strahlender Tag, Mann. So hell, dass ich nicht

lange auf die Wellen schauen kann.« Die Stimme klang besorgt. Warum? Er kannte den Jäger kaum.

»Mir kommt es dämmerig vor.« Sedric bemühte sich, normal zu reden, aber er hörte die eigene Stimme nur schwach und wie aus weiter Ferne.

»Eure Pupillen sind so klein wie Stecknadelköpfe. Hier, nehmt meine Hand. Dann legen wir Euch aufs Deck.«

»Ich will nicht auf dem Boden sitzen«, wehrte Sedric sich kraftlos. Sollte Carson ihn überhaupt verstanden haben, so scherte er sich nicht darum. Der große Mann packte ihn an den Schultern und setzte ihn sanft, aber bestimmt auf das schmutzige Deck. Sedric wollte sich gar nicht ausmalen, was die rauen Planken mit seiner Hose anrichten würden. Immerhin schwankte die Welt nicht mehr ganz so sehr. Er lehnte den Kopf gegen die Wand und schloss die Augen.

»Ihr seht aus, als hätte man Euch vergiftet. Oder eine Droge gegeben. Ihr seid so bleich wie das weiße Flusswasser. Ich bin gleich wieder zurück. Ich besorge Euch etwas zu trinken.«

»Tut das«, hauchte Sedric. Der Jäger war ein tiefer Schatten in einer dunklen Welt. Seine Schritte entfernten sich auf dem Deck, und selbst von diesen leichten Erschütterungen wurde Sedric übel. Dann war Carson verschwunden, und Sedric spürte ein weiteres Beben. Schwächer und nicht so regelmäßig wie die Fußtritte. Es war noch nicht einmal ein Beben, dachte er. Es war anders. Etwas Böses, das auf ihn gerichtet war. Etwas hatte erfahren, was er dem braunen Drachen angetan hatte, und jetzt war es hasserfüllt. Etwas Altes, Mächtiges und Finsteres saß über ihn zu Gericht. Sedric kniff die Augen fester zu, doch dadurch schien ihm das Böse nur näher zu kommen.

Die Schritte kehrten zurück und wurden immer lauter. Er spürte, dass sich der Jäger neben ihm hinkauerte. »Hier, trinkt das. Das wird Euch wieder auf die Beine bringen.«

Sedric nahm den heißen Becher entgegen, aus dem scheußlicher Kaffeegeruch stieg. Er führte ihn an die Lippen und nippte. Da bemerkte er den beißenden Geschmack des Rums,

der in den Kaffee gemischt war. Um nicht auf die eigenen Kleider zu spucken, schluckte er das Zeug würgend hinunter. Dann musste er husten. Keuchend schnappte er nach Luft und öffnete die tränennassen Augen.

»Ist es jetzt besser?«, fragte ihn der gehässige Mistkerl.

»Besser?«, erwiderte Sedric aufgebracht. Nun klang seine Stimme kräftiger. Mit einem Blinzeln vertrieb er die Tränen, worauf er Carson neben sich erkennen konnte. Der Mann hatte einen rotblonden Bart, heller als sein wild zerzaustes Haupthaar. Seine Augen waren nicht braun, sondern schwarz, was viel seltener war. Mit zur Seite geneigtem Kopf lächelte er Sedric an. Wie ein Cockerspaniel, war Sedrics bösertiger Gedanke. Beim vergeblichen Versuch aufzustehen schabten seine Stiefel über den Boden.

»Dann bringen wir Euch erst einmal in die Küche, was?« Er nahm Sedric den Becher aus der Hand, fasste ihn am Oberarm und zog ihn mit erstaunlicher Leichtigkeit auf die Beine.

Sedric schwamm der Kopf. »Was ist los mit mir?«

»Woher soll ich das wissen?«, fragte ihn der Jäger leutselig. »Habt Ihr letzte Nacht zu viel getrunken? Vielleicht habt Ihr in Trehaug schlechten Fusel gekauft. Und wenn das Zeug aus Cassarick stammt, dann ist es auf jeden Fall Fusel. Die machen dort aus allem Alkohol, aus Wurzeln und Obstschalen. Stützt Euch bei mir auf – jetzt wehrt Euch doch nicht so! Ich weiß von einem Kerl, der Fischhäute destillieren wollte. Nicht einmal den ganzen Fisch, nur die Haut. Er war überzeugt, dass es klappen würde. Hier, passt auf Euren Kopf auf. Setzt Euch an den Tisch. Wenn Ihr was esst, wird Euch das sicher guttun, da werdet Ihr wieder nüchterner.«

Sedric fiel auf, dass Carson einen Kopf größer war als er selbst. Und um einiges kräftiger. Wie eine Mutter, die ein bockiges Kind an seinen Platz führt, lotste der Jäger ihn übers Deck, in das Deckshaus und an den Küchentisch. Der Mann hatte eine tiefe, rumpelnde Stimme, die etwas Beruhigendes hatte, wenn man nicht auf seine ungehobelte Ausdrucksweise ach-

tete. Seduc setzte die Ellbogen auf der klebrigen Tischplatte auf und stützte das Gesicht in die Hände. Es roch nach Fett, Rauch und altem Essen, was einen weiteren Schwall Übelkeit bei ihm verursachte.

Carson machte sich in der Küche zu schaffen, tat etwas in eine Schale und goss heißes Wasser aus einem Kessel darüber. Dann blieb er eine Weile daneben stehen und rührte mit einem Löffel darin herum, bevor er die Schale an den Tisch brachte. Seduc hob den Kopf. Als er die Pampe sah, stieß es ihm plötzlich auf. Mit einem Mal hatte er wieder den schweren, metallischen Geschmack des Drachenbluts in Mund und Nase. Wieder fürchtete er, das Bewusstsein zu verlieren.

»Danach werdet Ihr Euch besser fühlen«, sagte Carson verständnisvoll. »Hier, esst etwas davon. Das wird Euren Magen wieder einrenken.«

»Was ist das?«

»In heißem Wasser aufgeweichter Zwieback. Ist im Bauch wie ein Schwamm, wenn man einen übersäuerten Magen hat oder vor einem anstrengenden Arbeitstag schnell ausnüchtern muss.«

»Das sieht widerlich aus.«

»Stimmt. Esst es trotzdem.«

Er hatte noch nichts gefrühstückt, und noch immer schmeckte er Drachenblut. Alles wäre besser als das, dachte er bei sich. Damit griff er zu dem breiten Löffel und rührte in der Schale herum.

Da kam Davvie, der Junge des Jägers, ins Deckshaus. »Was ist los?«, fragte er. In seinem Tonfall lag etwas Drängendes, das Seduc verblüffte. Er schob sich einen Löffel mit vollgesogenem Schiffszwieback in den Mund. Nur die Konsistenz war seltsam, aber es besaß keinen Geschmack.

»Nichts, was dich zu kümmern hätte, Davvie.« Carson war streng mit dem Jungen. »Und du hast Arbeit zu erledigen. Mach schon und flick die Netze. Ich wette, dass wir heute sowieso nicht mehr von hier wegkommen. Deshalb lassen wir ein Netz

in die Strömung, um vielleicht ein oder zwei Fische herauszu-
ziehen. Das geht aber nur, wenn das Netz repariert ist. Also
mach schon.«

»Und er, was ist mit ihm?« Die Stimme des Jungen klang bei-
nahe anklagend.

»Ihm ist schlecht. Nicht, dass es dich etwas angehe. Geh an
deine Arbeit und misch dich nicht in die Angelegenheiten von
Älteren und Höhergestellten. Raus mit dir.«

Zwar schlug Davvie die Tür nicht wirklich zu, aber er schloss
sie doch kräftiger, als es nötig gewesen wäre. »Kinder!«, rief
Carson angewidert aus. »Sie glauben zu wissen, was sie wollen,
aber wenn man es ihnen geben würde – na ja, dann würden
sie merken, dass sie noch nicht bereit dafür sind. Aber Ihr wisst
bestimmt, was ich meine.«

Sedric schluckte die zähe Teigmasse in seinem Mund hin-
unter. Immerhin hatte sie den Geschmack des Drachenbluts
aufgesaugt. Er nahm einen zweiten Löffel. Dann erst merkte er,
dass Carson ihn anstarrte und auf eine Antwort wartete. »Ich
habe keine Kinder. Ich bin nicht verheiratet«, sagte er, bevor
er sich einen weiteren Löffel in den Mund schob. Carson hatte
recht gehabt. Sein Magen beruhigte sich, und sein Kopf wurde
klarer.

»Das habe ich auch nicht angenommen.« Carson schmun-
zelte, als hätte Sedric ihm einen Witz zugeflüstert. »Ich habe
auch keine Kinder, aber Ihr habt auf mich den Eindruck gemacht,
als hättet Ihr Erfahrung mit Jungen wie Davvie.«

»Nein, habe ich nicht.« So dankbar Sedric dem Jäger für das
primitive Hausmittel auch war, wünschte er sich doch, Carson
würde den Schnabel halten und verschwinden. In seinem Kopf
schwirrten viel zu viele Gedanken, die er gerne erst geordnet
hätte, bevor er sein Gehirn mit höflicher Konversation belas-
tete. Carsons Bemerkung über eine mögliche Vergiftung hatte
ihn beunruhigt. Was hatte er sich nur dabei gedacht, Drachen-
blut in den Mund zu nehmen? Er konnte sich nicht mehr an den
Impuls erinnern, der ihn dazu verleitet hatte, nur daran, dass

er es getan hatte. Eigentlich hatte er dem Biest lediglich ein paar Schuppen und Blut abnehmen wollen. Drachentrophäen waren ein Vermögen wert, und auf ein solches Vermögen hatte er es abgesehen. Stolz war er nicht auf seine Tat, aber er hatte es tun müssen. Er hatte keine andere Wahl gehabt. Hest und er würden Bingstadt nur dann den Rücken kehren können, wenn er das Geld zusammenhatte, um diesen Schritt zu finanzieren. Mit Drachenschuppen und Drachenblut vermochte er sich das Leben zu erkaufen, von dem er stets geträumt hatte.

Als er sich vom Schiff geschlichen hatte, um dem kranken Drachen die begehrten Kostbarkeiten zu nehmen, hatte alles so einfach ausgesehen. Die Kreatur lag offensichtlich im Sterben. Wen sollte es schon kümmern, wenn Sedic ein paar Schuppen mitnahm? Die Glaskolben hatten schwer in seiner Hand gelegen, als sie mit Blut gefüllt waren. Er hatte beabsichtigt, sie dem Fürsten von Chalced als Mittel gegen dessen Gebrechen und vorgerücktes Alter zu verkaufen. Nie hatte er daran gedacht, selbst davon zu trinken. Er konnte sich weder an den Wunsch noch an den Entschluss erinnern, davon zu trinken.

Drachenblut wurde eine außergewöhnliche Heilkraft zugeschrieben, aber wahrscheinlich war es wie viele andere Arzneien auch giftig. Hatte er sich tatsächlich vergiftet? Würde er wieder gesund werden? Er wünschte, jemanden fragen zu können. Plötzlich kam ihm der Gedanke, dass Alise es wissen könnte. Nachdem sie so viel über Drachen geforscht hatte, wusste sie bestimmt etwas über die Wirkung von Drachenblut auf den Menschen. Aber wie konnte er sie darüber ausfragen? Konnte man die Frage so formulieren, dass er sich nicht verriet?

»Hilft der Brei Eurem Magen ein wenig?«

Ruckartig hob Sedic den Kopf und bereute es sofort. Kurz war ihm schwindlig, dann sah er wieder klar. »Ja. Ja, das tut er.« Ohne den Blick von ihm abzuwenden, setzte sich der Jäger ihm gegenüber. So eindringlich starrten ihn Carsons schwarze Augen an, als wollte er ihm in den Kopf schauen. Sedic sah auf die Schale hinab und zwang sich, einen weiteren Löffel der

Pampe zu essen. Seinem Magen tat sie zwar gut, aber das Zeug hinunterzuwürgen, war weniger angenehm. Wieder beäugte er den aufmerksamen Jäger. »Danke für Eure Hilfe. Aber ich möchte Euch nicht von Euren Pflichten abhalten. Ich komme gewiss auch ohne Euch zurecht. Wie Ihr bereits gesagt habt, habe ich bestimmt etwas Schlechtes gegessen oder getrunken. Deshalb braucht Ihr Euch wegen mir keine Umstände mehr zu machen.«

»Das bereitet mir keine Umstände.«

Wieder wartete Carson ab, als rechnete er mit einer Antwort Sedrics. Dem fehlten die Worte, und er senkte den Blick auf sein »Essen«. »Mir geht es besser. Danke.«

Dennoch blieb der Jäger sitzen, aber Sedric weigerte sich, erneut von der Schale aufzublicken. Stetig schob er sich kleine Bissen in den Mund und tat so, als verlange ihm das all seine Aufmerksamkeit ab. Die Wachsamkeit des Jägers verwirrte ihn, und als Carson sich endlich erhob, stieß Sedric einen leisen Seufzer der Erleichterung aus. Im Vorbeigehen legte Carson ihm von hinten eine schwere Hand auf die Schulter, beugte sich zu ihm herunter und flüsterte ihm ins Ohr: »Wir sollten uns einmal unterhalten. Ich vermute, wir haben mehr Dinge gemeinsam, als Ihr ahnt. Vielleicht sollten wir uns etwas mehr vertrauen.«

Er weiß Bescheid. Der Gedanke brachte ihn völlig aus der Fassung, und er hätte sich beinahe an dem vollgesogenen Brotstück in seinem Mund verschluckt. »Vielleicht«, brachte er heraus und spürte, dass der Jäger kurz etwas fester zupackte. Und als Carson die Hand von ihm nahm und hinausging, lachte der Jäger leise. Nachdem die Tür zugefallen war, schob Sedric die Schale von sich und barg den Kopf in den Armen. *Und jetzt?*, fragte er die Dunkelheit in seinen Armbeugen. *Was jetzt?*

Der braune Drache sah tot aus. Thymara hätte sich ihm so gerne genähert, um ihn eingehender zu betrachten, aber der Golddrache, der neben ihm Wache hielt, ließ sie davor zurück-

schrecken. Seit sie das letzte Mal vorbeigekommen war, hatte sich Mercor kaum gerührt. Seine funkelnden schwarzen Augen waren auf sie gerichtet. Obwohl er nichts sagte, spürte sie, wie er sie mit seinen Gedanken verscheuchte. »Ich mache mir doch nur Sorgen um sie«, sagte sie laut. Sylve hatte sich gegen das Vorderbein des Drachen gelehnt und döste. Beim Klang von Thymaras Stimme öffnete sie jedoch die Augen. Nach einem entschuldigenden Blick zu Mercor kam sie zu Thymara herüber.

»Er ist argwöhnisch«, sagte sie. »Er glaubt, dass jemand die braune Drachin absichtlich verletzt hat. Deshalb hält er Wache, um sie zu beschützen.«

»Um sie zu beschützen oder um sie gleich fressen zu können, wenn sie stirbt?« Thymara gelang es, kein bisschen anklagend zu klingen.

Sylve zeigte sich nicht beleidigt. »Um sie zu beschützen. Er hat zu viele Drachen sterben sehen, seit sie aus den Hüllen geschlüpft sind. Und es gibt so wenige Weibchen, dass selbst die zurückgebliebenen und verkümmerten beschützt werden müssen.« Sie ließ ein eigenartiges Lachen hören und fügte hinzu: »So wie bei uns.«

»Was?«

»Wie bei uns Hüttern. Wir sind nur vier Frauen, und der Rest sind Jungs. Mercor meint, dass die Männer uns beschützen müssen, ganz gleich, wie verunstaltet wir sind.«

Dieser Satz machte Thymara sprachlos. Ohne dass es ihr bewusst war, fasste sie sich ins Gesicht und betastete die Schuppen, die ihr Kinn und ihre Wangenknochen bedeckten. Sie dachte darüber nach, was aus dieser Aussage folgte, und entgegnete unverblümt: »Wir dürfen weder heiraten noch beischlafen, Sylve. Mercor mag die Regeln vielleicht nicht kennen, aber uns sind sie bekannt. Die meisten von uns sind von Geburt an von der Regenwildnis gezeichnet, und wir alle wissen, was das bedeutet. Ein kürzeres Leben. Sollten wir schwanger werden, wären die Kinder größtenteils nicht überlebensfähig. Dem Brauch gemäß hätte man uns nach der Geburt aussetzen sollen.

Es ist ja kein Geheimnis, warum wir für diese Expedition ausgewählt wurden – nicht nur, um auf die Drachen aufzupassen. Sondern auch, um uns loszuwerden.«

Sylve starrte sie lange an. Dann erwiderte sie leise: »Es stimmt, was du sagst, zumindest war das mal so. Aber Greft meint, dass wir die Regeln ändern können. Er sagt, dass Kelsingra, wenn wir dort ankommen, unsere Stadt sein wird, wo wir gemeinsam mit den Drachen leben werden. Und dort werden wir unsere eigenen Gesetze machen. Gesetze für alles.«

Die Leichtgläubigkeit des Mädchens entsetzte Thymara. »Sylve, wir wissen doch noch nicht einmal, ob Kelsingra überhaupt noch existiert. Wahrscheinlich ist es unter Schlamm begraben wie die anderen Uraltenstädte. Ich habe nie so recht daran geglaubt, dass wir es erreichen werden. Ich denke, wir können noch am ehesten darauf hoffen, dass wir einen Ort finden, an dem die Drachen leben können.«

»Und dann?«, fragte Sylve. »Lassen wir sie dort und kehren nach Trehaug zurück? Um was zu tun? Sollen wir zurückgehen, um in Schande und im Schatten zu leben und uns dafür zu entschuldigen, dass wir existieren? Das werde ich nicht tun, Thymara. Viele Hüter haben gesagt, dass sie das nicht machen werden. Wo immer unsere Drachen sich niederlassen, da werden auch wir bleiben. Dort wird unsere neue Heimat sein. Mit neuen Gesetzen.«

Ein lautes Knallen lenkte Thymara ab. Die beiden Mädchen wandten sich um und sahen, wie Mercor sich streckte. Er hatte die goldenen Schwingen gehoben und breitete sie zu ihrer vollen Spannweite aus. Thymara war nicht nur über die Größe überrascht, sondern auch über die Zeichnung, die den Augen eines Pfaus glich. Erneut schlug er mit den Flügeln, worauf ihr ein scharfer und nach Drache riechender Luftzug ins Gesicht fuhr. Unbeholfen faltete er sie wieder zusammen, als wäre er mit den Bewegungen nicht vertraut. Er legte sie flach an den Leib und nahm erneut die wachsamer Haltung neben der Braunen ein.

Plötzlich war sich Thymara bewusst, dass Mercor und Sylve sich unterhalten hatten. Obwohl der Drache keinen Laut von sich gegeben hatte und Thymara ausgeschlossen gewesen war, spürte sie einen Gedankenaustausch. Sylve sah sie entschuldigend an und fragte: »Gehst du heute noch jagen?«

»Vielleicht. Sieht nicht so aus, als würden wir heute noch aufbrechen.« Sie zwang sich, nicht an das Unvermeidliche zu denken, nämlich, dass sie hier festsitzen würden, bis die Braune tot war.

»Falls du jagen gehst und etwas Frischfleisch ...«

»Ich gebe, was ich kann«, entgegnete Thymara hastig. Sie kämpfte gegen das Gefühl der Reue an, das sie angesichts ihrer Zusage sofort überkam. Fleisch für Sintara und Fleisch für die kranke Braune und den zurückgebliebenen Silberdrachen. Warum hatte sie sich nur freiwillig dazu bereit erklärt, sich um die beiden zu kümmern? Sie schaffte es ja nicht einmal, Sintara satt zu bekommen. Und nun hatte sie im Grunde versprochen, Fleisch für Sylves Golddrachen Mercor zu besorgen. Sie hoffte, dass die Jäger ebenfalls auf die Pirsch gehen würden.

Seit die Drachen ihre erste Beute erlegt hatten, hatten sie gelernt, selbst ein wenig zu jagen und zu fischen. Allerdings war keiner von ihnen ein herausragendes Raubtier. Denn eigentlich jagten Drachen aus der Luft und humpelten der Beute nicht auf dem Boden hinterher. Dennoch hatten alle gewisse Erfolge zu verzeichnen. Dass sie zur Abwechslung einmal frisch erlegtes Fleisch und Fisch hatten fressen können, war anscheinend nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Sie waren zwar schlanker, aber muskulöser. Während Thymara an den Drachen vorbeisritt, betrachtete sie die Geschöpfe kritisch. Überrascht stellte sie fest, dass sie den Bildern von Drachen, die sie auf unterschiedlichen Uraltenartefakten gesehen hatte, schon viel ähnlicher sahen. Kurz blieb sie stehen, um die Kreaturen zu bewundern.

Arbuc, ein grün-silberner Drache, plantschte im flachen Ufergewässer. Hin und wieder stieß er seinen Kopf unter Was-

ser und brachte Alum, seinen Hüter, damit zum Lachen. Dieser watete neben ihm her und hielt einen Fischspeer einsatzbereit, obwohl der herumtollende Drache wahrscheinlich sämtliche Beute vertrieben hatte. Dann breitete Arbuc die Flügel aus. Sie waren ihm viel zu lang, aber er schlug dennoch damit, sodass Wasser aufspritzte und auf Alum herabregnete. Der Hüter schrie auf, worauf der Drache innehielt und verdutzt dreinschaute. Von den erhobenen Flügeln tropfte es herab. Nachdenklich sah Thymara ihn an.

Unvermittelt machte sie kehrt und hielt nach Himmelspranke Ausschau. *Sintara, nicht Himmelspranke*, rief sie sich missmutig ins Gedächtnis. Warum hatte es ihren Stolz so sehr verletzt, als sie erfahren hatte, dass andere Drachen ihren wahren Namen nicht vor ihren Hütern verheimlicht hatten? Wahrscheinlich hatte Jerd den Namen ihrer Drachin vom ersten Tag an gekannt. Sylve ebenfalls. Thymara knirschte mit den Zähnen. Sintara war zwar die Schönste von allen, aber warum musste sie nur einen derart schwierigen Charakter haben?

Die Blaue lag trostlos auf einem morastigen Streifen Schilf und Gras. Ihr Kopf ruhte auf den Vorderpranken, während sie auf die Bewegungen im Wasser starrte. Mit keiner Regung deutete sie an, Thymaras Anwesenheit bemerkt zu haben, bis sie plötzlich sagte: »Wir sollten weiterziehen, anstatt hier zu warten. Wir haben nur noch wenige Tage, bevor der Winterregen einsetzt, und dann steigt das Wasser, der Fluss strömt schneller. Wir sollten die Zeit davor ausnutzen, um Kelsingra zu finden.«

»Dann meinst du, dass wir die braune Drachin zurücklassen sollen?«

»Relpda«, erwiderte Sintara, und eine Ahnung von Rachsucht war plötzlich zu spüren. »Warum sollte ihr wahrer Name geheim bleiben, wenn meiner allgemein bekannt ist?« Sintara hob den Kopf, streckte die Vorderläufe und fuhr die Krallen aus. »Und sie wäre nicht braun, sondern kupferfarben, wenn sie richtig gepflegt würde. Sieh her. Meine Kralle ist eingerissen. Das kommt vom vielen Laufen auf den Steinen im Wasser.

Ich möchte, dass du Zwirn besorgst und sie zusammenbindest. Dann trägst du eine Teerschicht auf, wie du es beim Schwanz des Silberdrachen getan hast.«

»Lass sie mich mal ansehen.« Die Kralle war ausgefranst und weich, weil sie zu lange im Wasser gewesen war. An der Spitze war sie gespalten, aber glücklicherweise ging der Riss nicht bis zum Fleisch. »Ich frage Kapitän Leftrin, ob er etwas Zwirn und Teer übrig hat. Und da wir schon einmal dabei sind, lass uns dich mal genauer anschauen. Sind die anderen Krallen noch heil?«

»Sie weichen ein wenig auf«, gestand Sintara, streckte Thymara auch die andere Pranke entgegen und fuhr die Krallen aus. Die Hüterin biss sich auf die Lippen, während sie sie untersuchte; die Krallenspitzen waren allesamt leicht ausgefranst, wie hartes Treibholz, das in der Feuchtigkeit allmählich zerfaserte. Der Gedanke an Holz brachte sie auf eine mögliche Lösung. »Vielleicht könnten wir sie ölen. Oder glasieren, damit sie das Wasser abweisen.«

Ruckartig zog die Drachin die Pranke zurück, und um ein Haar hätte sie Thymara dabei umgestoßen. Dann warf sie selbst einen Blick auf ihre Klauen und gab kühl zurück: »Vielleicht.«

»Steh bitte auf und streck dich. Ich muss dich nach Schmutz und Schmarotzern absuchen.«

Die Drachin grummelte missmutig, kam der Bitte aber nach, wenn auch nur langsam.

Bedächtigt schritt Thymara um Sintara herum. Mit diesen Veränderungen hätte sie nicht gerechnet: Der Drache hatte abgenommen, war aber muskulöser geworden, und obwohl der ständige Aufenthalt im Wasser den Schuppen nicht guttat, wurde das Wesen durch den Kampf gegen die Strömung kräftiger. »Breite bitte deine Schwingen aus«, sagte Thymara.

»Lieber nicht«, antwortete Sintara steif.

»Willst du, dass sich darunter Schmarotzer einnisten?«

Wieder grummelte die Drachin, ließ dann aber ihre Flügel erzittern, um sie schließlich anzuheben. Die Spannhäute kleb-

ten aneinander wie bei einem Regenschirm, der zu lange in der Nässe gelegen hat. Es roch unangenehm. Die Schuppen darunter sahen kränklich aus, und ihre faserigen Ränder hatten weiße Flecken wie Laub, das anfängt zu schimmeln.

»Das ist nicht gut«, rief Thymara entsetzt aus. »Wäschst du die denn nie? Oder schüttelst sie mal aus und bewegst sie ein bisschen? Deine Haut braucht Sonne und muss gründlich geschrubbt werden.«

»So schlimm sind meine Schwingen doch gar nicht«, schnaubte die Drachin.

»Sie stinken, und in den Falten hat sich Feuchtigkeit gesammelt. Lass sie wenigstens so lange ausgebreitet, bis ich die Sachen geholt habe, um deine Klaue zu verbinden.« Sintaras würdevolles Gebaren missachtend, griff sie einen der fingerdicken Knochen und klappte die Schwinge ganz aus. Die Drachin wollte sie wieder zu sich heranziehen, aber Thymara hielt hartnäckig dagegen. Sintara daran zu hindern, den Flügel anzulegen, ging viel zu leicht. Sie hätte viel kräftiger sein müssen. Thymara suchte nach dem richtigen Wort dafür. Rückbildung. Die Muskeln bildeten sich zurück, weil sie nicht beansprucht wurden. »Sintara, wenn du dich nicht um deine Schwingen kümmerst, wie ich es dir sage, wirst du sie bald überhaupt nicht mehr bewegen können.«

»Wage es nicht, so etwas auch nur zu denken!«, zischte Sintara sie an. Sie schlug einmal kräftig mit dem Flügel, sodass er Thymara entglitt und sie mit den Knien im Morast landete. Das Mädchen sah zu der Drachin auf, die entrüstet die Schwingen zusammenfaltete.

»Warte. Warte, was ist das? Sintara, breite die Flügel noch einmal aus. Lass mich darunterschauen. Das sah aus wie eine Raspelschlange!«

Die Drachin hielt inne. »Was ist eine Raspelschlange?«

»Sie leben in den Baumkronen, dünn wie Zweige, aber lang. Sie schlagen blitzschnell zu, und sie haben auf ihrer Schnauze einen Zahn – wie ein Eizahn. Damit beißen sie zu, klammern

sich fest und bohren ihren Kopf hinein. So bleiben sie dann hängen und fressen. Ich habe Affen gesehen, die hatten so viele Raspelschlangen, dass es aussah, als hätten sie hundert Schwänze. Normalerweise bilden sich rund um die Köpfe Entzündungen, und die Tiere sterben daran. Das sind gemeine Viecher. Spreize deinen Flügel und lass mich nachsehen.«

Direkt vom Flügelansatz hing ein langer, hässlicher Schlangenkörper herab. Als Thymara all ihren Mut zusammennahm, um das herabbaumelnde Tier zu berühren, zappelte es wild hin und her, und Sintara stieß einen schrillen Schmerzenslaut aus. »Was ist das? Mach das weg!«, rief die Drachin, steckte den Kopf unter den Flügel und schnappte nach dem Schmarotzer.

»Halt! Nicht beißen, du darfst nicht daran zerren! Wenn du sie herausziehst, reißt du ihr den Kopf ab. Dann bleibt er in deinem Fleisch und verursacht eine furchtbare Entzündung. Lass sie, Sintara. Lass sie los, ich kümmere mich darum.«

Sintaras Augen waren wie zwei sich drehende Kupferscheiben und funkelten. Doch sie kam der Aufforderung nach. »Mach das weg«, sagte die Drachin mit gepresster, wütender Stimme, und Thymara zuckte zusammen, als sie unter Sintaras Zorn auch ihre Angst spürte. Einen Atemzug später fügte diese zischend hinzu: »Beil dich! Ich spüre, wie es sich bewegt. Es versucht, sich tiefer einzugraben, um sich in meinem Fleisch zu verstecken.«

»Sa steh uns bei!«, rief Thymara aus. Vor Ekel würgte es sie, und sie versuchte, sich die Erklärung ihres Vaters ins Gedächtnis zu rufen, wie man Raspelschlangen wieder loswurde. »Kein Feuer, nein. Wenn man ihnen mit Feuer kommt, fressen sie sich nur tiefer hinein. Es war etwas anderes.« Verzweifelt grub sie in ihren Erinnerungen, und dann fiel es ihr ein: »Whisky. Ich muss schauen, ob Kapitän Leftrin Whisky an Bord hat. Rühr dich nicht.«

»Beil dich«, flehte Sintara.

Thymara lief zum Schiff, bemerkte unterwegs aber den Kapitän, der mit Alise über den Uferstreifen schlenderte. Da änderte

sie ihren Kurs, rannte auf die beiden zu und rief: »Kapitän Leftrin! Kapitän Leftrin, ich brauche Eure Hilfe!«

Als Alise und ihr Begleiter Thymaras Stimme hörten, wandten sie sich um und eilten ihr entgegen. Ganz außer Atem kam sie bei ihnen an. »Was ist passiert?«, fragte Leftrin besorgt, worauf sie keuchend herausbrachte: »Eine Raspelschlange. Bei Sintara. Die größte, die ich je gesehen habe. Hat sich in ihren Rumpf verbissen. Unterm Flügel.«

»Diese verdammten Miststücke!«, schimpfte er, und Thymara war froh, dass sie ihm nichts weiter erklären musste.

Sie schnappte japsend nach Luft. »Mein Vater hat sie mit Gebranntem dazu gebracht, sich zu lösen.«

»Ja, gut, aber Terebenöl wirkt besser. Das kannst du mir glauben, denn ich musste mal eine aus meinem Bein entfernen. Komm, Mädchen. Ich habe welches an Bord. Alise! Wenn einer der Drachen eine Raspelschlange hat, kann es gut sein, dass die anderen auch welche haben. Sagt den Hütern, dass sie ihre Drachen untersuchen sollen. Und auch die Braune, die nicht mehr aufsteht. Schaut mal an ihrem Bauch nach. Sie suchen sich eine weiche Stelle, wo sie gut durchkommen, und graben sich dort ein.«

Leftrin eilte zum Schiff zurück, und Alise war froh, eine Aufgabe zu haben. Eifrig hastete sie über das Gelände, von Hüter zu Hüter, und verbreitete seine Anweisung. Greft entdeckte sogleich eine Raspelschlange, die verdeckt vom Hinterlauf an Kalos Bauch hing. An Sestican hatten sich drei dieser Schmarotzer geheftet. Kurz hatte Alise den Eindruck, sein Hüter Lecter würde in Ohnmacht fallen, als dieser die drei Schlangenleiber aus dem Fleisch des Drachen herausragen sah. Sie fuhr ihn an, um ihn aus seiner Schreckensstarre zu reißen, und erklärte ihm, er solle seinen Drachen zu Sintaras Lager führen und dort auf Leftrin warten. Offenbar war der Junge verblüfft darüber, dass sie einen so strengen Tonfall anzuschlagen vermochte. Er schluckte, fasste sich und kam ihrer Aufforderung nach.

Doch auch sie musste ihren Schock hinunterschlucken, bevor sie weiterhastete. Als sie bei Sylve und ihrem Golddrachen anlangte, der die Braune bewachte, musste sie kurz innehalten, um wieder Mut zu fassen. Es fiel ihr nicht leicht, Mercor anzusprechen – am liebsten hätte sie kehrtgemacht und wäre geflohen. Es dauerte einen Augenblick, bis ihr klar wurde, dass dieser Impuls nicht von ihrer Feigheit herrührte, sondern von dem Drachen ausging. Sie straffte die Schultern und schritt auf ihn und seine Hüterin zu.

»Ich komme, um die braune Drachin auf Schmarotzer zu untersuchen. Einige andere Drachen sind von Raspelschlangen befallen. Deine Hüterin sollte dich absuchen, während ich bei der Braunen nachsehe.«

Eine Weile starrte der Goldene sie nur an. Wie vermochten schwarze Augen nur derart zu funkeln?

»Raspelschlangen?«

»Das ist eine parasitische Wühlschlange. Thymara meint, sie kennt sie aus den Baumkronen. Allerdings glaubt sie, dass diese hier aus dem Fluss kommen. Sie sind viel größer. Das sind Schlangen, die sich festbeißen und in den Körper hineinfressen, um sich zu ernähren.«

»Widerlich!«, erwiderte Mercor. Unvermittelt erhob sich der Golddrache und breitete die Flügel aus. »Mich juckt es, wenn ich nur daran denke. Sylve, such mich sofort nach diesen Kreaturen ab.«

»Ich habe dich heute von Kopf bis Fuß geputzt, Mercor. Ich glaube, dass mir eine solche Schlange aufgefallen wäre. Aber ich sehe trotzdem nach.«

»Und ich muss mir die Kupferdrachin vornehmen und überprüfen, ob sie welche hat«, sagte Alise mit Nachdruck.

Eigentlich hatte sie mit Widerspruch von Mercor gerechnet, doch der schien von dem Gedanken, selbst von diesen Schmarotzern befallen zu sein, vollkommen abgelenkt.

Alise trat zu der teilnahmslosen, eingefallenen Kupferdrachin. Diese lag so, dass es schwer, wenn nicht unmöglich war,

ihren Bauch zu untersuchen. Und Sylve hatte recht. Das Wesen war so gleichmäßig mit Schlamm bedeckt, dass man meinen konnte, es wäre Absicht. Erst musste Alise diese Schicht entfernen, wenn sie irgendetwas erkennen wollte.

Hilflos sah sie zu Sylve hinüber, doch das kleine Mädchen war voll und ganz mit Mercor beschäftigt. Im nächsten Moment schämte sie sich bereits. Was war mit ihr los? Hatte sie das Regenwildnismädchen herbeizitieren wollen, damit es die Drachin putzte und Alise die Kreatur untersuchen konnte, ohne sich die Hände schmutzig zu machen? Welch arroganter Gedanke! Jahrelang hatte sie behauptet, eine Expertin auf dem Gebiet der Drachen zu sein, doch bei der ersten Gelegenheit, sich um einen zu kümmern, schreckte sie vor etwas Dreck zurück? Nein, nicht Alise Kincarron!

Nicht weit vom Liegeplatz der Drachin war ein Fleck mit Schilfgras, das noch nicht niedergetrampelt war. Die Halme mit ihren gefiederten Ähren reichten Alise bis zur Hüfte. Sie zog ihr kleines Messer aus dem Gürtel, schnitt ein halbes Dutzend davon ab und wickelte sie zu einem groben Bündel zusammen. Zurück beim Liegeplatz, begann sie, die Drachin kräftig damit abzubürsten, ausgehend von der oben liegenden Schulter.

Bei dem Schlamm handelte es sich um getrockneten Schlick aus dem Fluss, und er löste sich erstaunlich leicht. Alises grobe Bürste legte Kupferschuppen frei, die hübsch glänzten. Dabei gab Relpda keinen Laut von sich, aber Alise meinte, vage Dankbarkeit von der lang gestreckten Drachin zu spüren. Da strengte sie sich noch mehr an und fuhr mit kräftigen Bürstenstrichen weiter über die Wirbelsäule. Natürlich war ihr die Größe der Drachin immer bewusst gewesen, nun spürte sie die Ausmaße auch in allen Knochen. Die Mannschaft fiel ihr ein, zu deren wiederkehrenden Pflichten es gehörte, das Deck der *Teermann* zu schrubben. Und dies war noch ein kleiner Drache. Über die Schulter warf sie einen Blick auf Mercor mit seiner goldglänzenden Schuppenhaut und machte sich bewusst, wie klein dagegen das rosa geschuppte Mädchen war, das sich um ihn

kümmerte. Wie viel Zeit verwendete Sylve wohl jeden Abend für ihre Aufgabe?

Als hätte Sylve ihren Blick gespürt, wandte sie sich zu ihr um. »Er ist sauber, jeder Fingerbreit. Keine Schlangen. Jetzt kann ich Euch mit Relpda helfen.«

Aus Stolz wollte Alise eigentlich antworten, dass sie allein zurechtkam. Stattdessen hörte sie sich sagen: »Danke.« Und sie klang tatsächlich äußerst dankbar. Sylve lächelte sie an, und kurz reflektierten ihre Lippen blitzend das Sonnenlicht. War etwa auch ihr Mund geschuppt? Ruckartig wandte Alise den Blick ab und bürstete weiter. Eine feine Schlammkaskade rieselte von Relpdas Hüfte auf die feuchte Erde. Als sie Sylve zum ersten Mal gesehen hatte, war das Mädchen ihr noch nicht so schuppig erschienen. Veränderte es sich in der gleichen Weise wie die Drachen?

Als Sylve sich zu Alise gesellte, hielt auch sie eine Schilfbürste in der Hand. »Das ist wirklich eine gute Idee. Bisher habe ich Äste von Nadelbäumen genommen, wenn es welche gab. Und wenn nicht, habe ich Blätterbüschel benutzt. Aber damit geht es viel besser.«

»Wenn ich Zeit hätte, die Halme und Blätter zu verflechten, würde es noch besser gehen. Aber ich glaube, damit bekommen wir es auch hin.« Es fiel Alise schwer, zu schrubben und gleichzeitig zu reden. Während der Jahre in Hests Haus war sie verweichlicht. Als Mädchen hatte sie stets beim Reinemachen geholfen, da ihre Familie sich nicht viele Diener hatte leisten können. Jetzt fühlte sie den feuchten Schweiß auf ihrem Rücken, und sie bekam allmählich Blasen an den Händen. Auch die Schultern taten ihr bereits weh. Na, dann sollte es eben so sein! Ein bisschen schwere Arbeit hat noch niemandem geschadet. Und wenn sie sich die Hautpartien ansah, die sie schon gereinigt hatte, empfand sie Stolz.

»Was ist das? Was ist das? Ist das ein Schlangenloch?« Die Angst und die Sorge in Sylves Stimme schienen auf ihren Drachen überzuspringen. Mercor stapfte herbei und schwenkte

seinen großen Kopf herab, um an einer Stelle am Hals des Kupferdrachen herumzuzschnüffeln.

»Wie sieht es denn aus?«, fragte Alise, die nicht wagte, näher zu treten, solange der Golddrache so konzentriert darauf starrte.

»Eine wunde Stelle. Der Schmutz ringsum war feucht, vielleicht von Blut. Im Moment blutet sie nicht, aber ...«

»Etwas hat sie hier gestochen«, sagte Mercor. »Aber es ist kein ›Schlangenloch‹, meine Liebe. Dennoch, das Blut riecht eigenartig, deshalb muss sie viel Blut verloren haben.«

Alise war wieder zu einem klaren Gedanken fähig. »Ich glaube nicht, dass Schlangen ein Loch machen und hineinkriechen. Sondern sie stecken ihren Kopf hinein und saugen Blut.«

Mercor blieb völlig regungslos. Sein Kopf schwebte noch immer über dem Kupferdrachen, die Augen schwarz auf schimmerndem Schwarz. Dennoch hatte Alise den Eindruck, als würde die Schwärze in ihnen langsam herumwirbeln. Dann schien er für einige Momente abwesend zu sein. Mit einem Schütteln, das seine Schuppen durchlief und Alise mehr an eine Katze als an ein Reptil erinnerte, kehrte er zurück, und sie spürte erneut seine geistige Präsenz. Sie staunte. Wenn er nicht kurz von ihr abgelassen hätte, hätte sie nie begriffen, wie sehr er sie beeinflusste, wenn er sich auf sie konzentrierte.

»Ich weiß nichts über Raspelschlangen. Von dem, was du beschreibst, habe ich vor langer Zeit gehört, und damals nannte man sie Wühler. Sie graben sich tief ein. Womöglich sind sie gefährlicher als die Raspelschlangen.«

»Sa steh uns bei«, sagte Sylve leise. Mit dem Schilfschrubber in der Hand stand sie einen Moment stumm da. Dann ging sie um die Drachin herum und stieß sie an. »Relpda!«, rief sie, als wollte sie durch die Teilnahmslosigkeit der Drachin dringen. »Roll dich auf den Rücken. Ich will deinen Bauch sehen. Dreh dich um!«

Zu Alises Überraschung bewegte sich die kranke Drachin. Schwach stemmte sie die Hinterbeine in den Morast, auf dem sie ruhte. Dann hob sie den wackelnden Kopf, schlug die

Augen auf und ließ ihn wieder zur Erde fallen. »Geht zur Seite«, befahl Mercor grob, und die beiden Frauen beeilten sich, ihm Platz zu machen. Mercor senkte den Kopf, schob die Schnauze unter Relpda und versuchte, sie herumzuwälzen. Die Drachin beschwerte sich grummelnd und ruderte mit den Beinen, als bereite ihr die Bewegung Schmerzen.

»Frisst er sie? Ich glaube nicht, dass sie schon tot ist!« Diesen Einspruch erhob ein anderer Hüter, der plötzlich neben ihnen aufgetaucht war. Rapskal, dachte Alise. Hieß er nicht so? Trotz seiner Regenwildniszeichnung war er ein hübscher Bursche. Sein dichtes schwarzes Haar und die ebenfalls schwarzen Klauen bildeten einen eigenartigen Gegensatz zu seinen blassblauen Augen und seinem engelhaften Lächeln. Seine Drachin war mit ihm gekommen, ein plumpes rotes Geschöpf mit Stummelbeinen und funkelnden Schuppen. Als Rapskal stehen blieb und auf die Szene starrte, schmiegte die Drachin ihren Kopf anhänglich an den jungen Hüter und stieß ihn dabei fast um. »Lass das, Heeby. Du bist größer und kräftiger, als du meinst! Du musst schon auf deinen eigenen Füßen stehen.« In seiner Stimme schwang mehr Zuneigung als Tadel. Er gab seiner Drachin einen sanften Schubs, und sie erwiderte die Geste verspielt.

»Mercor will sie nicht fressen«, erklärte Sylve gekränkt. »Er will sie umdrehen, damit wir ihren Bauch nach Schmarotzern absuchen können. Vielleicht ist da so ein schlangenartiges Tier ...«

»Ich weiß. Ich habe eben zugesehen, wie sie sie aus Sestican entfernt haben. Ich hätte beinahe gekotzt, als die Dinger rauskamen. Und Lecter hätte fast geheult, weil er sich Vorwürfe machte. So niedergeschlagen habe ich ihn noch nie erlebt.«

»Aber sie haben sie herausgekriegt?«

»Ja, das haben sie. Muss allerdings wehgetan haben. Der große blaue Drache hat gequiekt wie eine Maus, als man sie rausgezogen hat. Ich weiß nicht, was Kapitän Leftrin da zusammengemischt hat, jedenfalls haben sie es um das Loch

geschmiert, wo die Schlange drinsteckte, und kurz darauf hat das Ding angefangen, mit dem Schwanz auszuschlagen, und ist herausgekrochen. Eine Menge Blut und Eiter ist da rausgeflossen, und bäh!, wie das gestunken hat! Und als es endlich auf die Erde geplumpst ist, sprang Tats herbei und hat es in Stücke gehackt. Da war ich froh, dass ich meine Heeby jeden Tag von Kopf bis Fuß absuche. Nicht wahr, Heeby?«

Zur Antwort gab die Rote ein Schnauben von sich und stieß Rapskal abermals, sodass er taumelte. Bei seinem Bericht war Alise ein wenig flau im Magen geworden, doch Sylve war in Gedanken schon weiter. »Rapskal, kannst du Heeby bitten, Mercor zu helfen? Wir versuchen, die Kupferne auf den Rücken zu rollen.«

»Klar kann ich das. Ich muss sie ja nur fragen. He, Heeby! Heeby, schau her, schau mich an. Heeby, hör zu. So hör doch, Mädchen! Hilf Mercor, die Kupferdrachin auf den Rücken zu drehen. Verstanden? Hilfst du ihm, sie umzudrehen? Kannst du das machen? Kann meine große starke Drachin das für mich tun? Gewiss kann sie das. Komm schon, Heeby. Steck deine Nase da drunter, genau hier, so wie Mercor. Jetzt anheben und drücken, Heeby, anheben und drücken!«

Die kleine rote Drachin grub ihre Hinterbeine in den Schlamm, und Alise sah, wie sich ihre Muskeln im kurzen, dicken Hals anspannten. Vor Anstrengung gab sie ein Grollen von sich, und plötzlich bewegte sich Relpda. Ihren schrillen Schmerzensschrei ignorierten Mercor und Heeby, und grunzend wälzten sie Relpda auf den Rücken. Kraftlos ruderten die Beine der Kupfernen in der Luft. »Halte sie so, Heeby. Braves Mädchen. Halte sie gut!« Auf Rapskals Zuruf spannte sich die Rote erneut an und drückte ihren Kopf gegen den Leib der Kupferdrachin. Wieder wölbten sich ihre Nackenmuskeln, aber ihre goldenen Augen kreisten vor Freude über das Lob ihres Hüters.

»Seht her!«, sagte Mercor, und Alise erstarrte vor Entsetzen. Der schlammverschmierte Bauch des Kupferdrachen war mit Schlangenleibern gespickt. Es waren mindestens ein Dutzend,

und sie wanden sich und zuckten, weil ihr Opfer sich bewegt hatte.

Sylve hob beide Hände vor den Mund und wich zurück. Ihr Kopf zuckte hin und her, während sie atemlos durch die Finger sprach. »Sie wollte mich nie ihren Bauch putzen lassen. Ich habe es versucht. Ich habe es wirklich versucht! Sie ist mir immer ausgewichen und hat ihren Bauch in den Schlamm gedrückt. Sie hat gehofft, sie dadurch loszuwerden, nicht wahr, Mercor? Und sie hat mich ihren Bauch nicht putzen lassen, weil es wehtut.«

»Ihr Geist war nicht klar genug, um zu erkennen, dass du ihr helfen wolltest«, sagte Mercor schwermütig. »Niemand macht dir einen Vorwurf, Sylve. Du hast getan, was du für sie tun konntest.«

»Ist sie tot?«, rief jemand, und alle Köpfe fuhren herum. Thy-mara und Tats kamen herbeigelaufen. Kapitän Leftrin folgte ihnen. Gemächlich stapfte Sintara hinter ihnen her, und noch weiter hinten rottete sich ein halbes Dutzend Hüter zusammen.

»Nein! Aber sie ist befallen. Ich weiß nicht, ob wir sie noch retten können.« Sylves Stimme brach bei diesen Worten.

»Versucht es«, befahl Mercor streng, doch dann beugte er sich über das Mädchen und ließ sanft seinen Atem über Sylve streichen. Es war nur eine schwache Brise, aber Sylve geriet ins Schwanken. Alise war über die plötzliche Änderung in der Haltung des Mädchens erstaunt. Und beunruhigt. Eben war Sylve noch ein kopfloses Kind gewesen, und im nächsten Moment war sie eine ruhige Frau. Sie richtete sich auf, blickte zu ihrem Drachen empor und lächelte ihn an.

»Das werden wir.« Sie sah zu Alise und sagte: »Als Erstes werden wir mit unseren Schilfbüscheln so viel Schlamm wie möglich wegbürsten. Heeby, du musst sie so festhalten, damit sie auf dem Rücken liegen bleibt. Das wird ihr nicht gefallen, aber ich glaube, wir müssen erst den Schlamm beseitigen, bevor wir ihre Wunden versorgen können.«

»Das klingt vernünftig«, pflichtete ihr Alise bei und fragte

sich, woher diese neue Haltung kam. War Sylve wirklich so, wenn sie nicht von Zweifeln geplagt wurde, oder hatte ihr Mercor diese Entschlossenheit einfach übergestülpt? Alise griff zu ihrem Schilfschrubber und wandte sich einer frischen Stelle zu. Dabei näherte sie sich der Drachin behutsam: So klein und schwach die Kupferne auch sein mochte, würde ein Tritt ihrer sachte rudernden Beine sie doch umwerfen. Und wenn die Drachin sich wehren und auf einen Hüter wälzen sollte, ginge es gewiss nicht ohne schwere Verletzungen ab.

Thymara blieb stehen und starrte Alise an. Kurz meinte sie, nicht mehr die Frau aus Bingstadt vor sich zu haben. Sie bürstete den Bauch des Kupferdrachen, ohne sich um den Schmutz und Schlamm zu scheren, die auf ihre Hose und die Stiefel herabrieselten. Auch auf ihrem Gesicht setzte sich Staub ab, und ihre Bluse war bis zum Ellbogen hinauf verschmiert. Selbst auf ihren blassen Wimpern hatte sich Staub abgelagert. Aber in ihrem Gesicht standen Entschlossenheit und beinahe Genugtuung über ihre Aufgabe. Wann hatte sich die elegante, makellos gekleidete Frau aus Bingstadt mit ihren guten Manieren nur so verwandelt? Widerwillig regte sich in Thymara Bewunderung.

Mit gesenktem Kopf stemmte sich Heeby gegen die Kupferdrachin und hielt sie in ihrer unbeholfenen Rückenlage. An ihrer Schulter stand Rapskal, tätschelte sie stolz und lobte sie. Über der ganzen Gruppe schwebte Mercors Kopf, während Sylve offenbar das Sagen hatte. Thymara hatte den Eindruck, als ob sich auch das Mädchen verändert hätte, auch wenn sie nicht sagen konnte, an was sie das festmachen sollte.

Sie trat zwei Schritte auf den Drachen zu, und ihr wurde übel. Der Bauch war mit Schlangen gespickt, von denen nur noch kurze Stummel herauschauten. Thymara schluckte. Der sich windende Parasit, der aus Sintara herausgezogen worden war, war ein furchtbarer Anblick gewesen – dabei hatte sich die Schlange noch gar nicht weit in den Körper der Drachin hineingebohrt. Nachdem Leftrin die Wunde mit dem streng

riechenden Terebenöl eingeschmiert hatte, war die Schlange eine Weile erschlaft und hatte dann plötzlich angefangen, heftig zu zucken. Sintara hatte gequält aufgeschrien. Hastig war Thymara vorgetreten und hatte die zappelnde Schlange ergriffen. »Halte sie fest. Ich schmiere noch mehr Öl darauf!«, hatte Leftrin ihr eingeschärft.

Beim zweiten Anstrich war die Schlange in Raserei verfallen. Sie begann, sich aus dem Drachenleib herauszuwinden, und während ihr blutiger Körper allmählich herausglitt, hielt ihn Thymara die ganze Zeit fest, damit das Biest nicht erneut hineinkroch. Lauthals hatte Sintara die Welt wissen lassen, welche Schmerzen sie litt, und die anderen Drachen und Hüter hatten sich nach und nach um sie versammelt. Als schließlich der Kopf der Schlange herausgekommen war, hatte die Kreatur peitschend um sich geschlagen und versucht, sie anzugreifen. Blut war Thymara ins Gesicht gespritzt. Sie hatte gekreischt und die Schlange zu Boden geschleudert. Doch Tats hatte mit einem Beil bereitgestanden, weshalb das Tier nicht weit gekommen war. Thymara war ganz benommen gewesen und hatte gezitert, da sie die Schmerzen ihrer Drachin teilte. Mit ihrem Ärmel hatte sie sich übers Gesicht gewischt, das dicke Blut dabei aber lediglich verschmiert. Es hatte nach Drache gerochen und geschmeckt, und selbst jetzt noch, nachdem sie es abgewaschen hatte, klebte ihr der Geruch in der Nase und am Gaumen, und sie wurde ihn nicht los. Danach hatte Leftrin die Wunde mit Rum ausgespült und mit Teer versiegelt, damit sie im ätzenden Flusswasser nicht eiterte. Dabei erklärte er: »Von nun an musst du deine Drachin jeden Abend absuchen. Die Schlangen haben etwas im Maul, was das Fleisch betäubt. Deswegen spürst du gar nicht, wenn sich eine in dich hineinbohrt. Einmal hat sich eine in mein Bein verbissen, und ich habe es erst gemerkt, als ich aus dem Wasser kam.«

Während Alise und Sylve schrubbten, gab der Kupferdrache leise Schmerzenslaute von sich. Thymara kauerte sich neben

der Drachin nieder und sah ihr ins Gesicht. Doch die Augen blieben geschlossen, sodass sie sich fragte, ob Relpda überhaupt bei Bewusstsein war. Langsam erhob sich Thymara wieder. »Nun, immerhin wissen wir jetzt, was mit ihr nicht gestimmt hat. Wenn wir die Schlangen herausbekommen, die Wunden reinigen und gegen das Flusswasser abdichten, hat sie vielleicht eine Chance durchzukommen.«

»Wir haben genug Schlamm weggeschrubbt. Lasst sie uns rausholen«, beschloss Sylve.

Thymara stand im Kreis der Zuschauer und betrachtete das Ganze mit Faszination und Ekel. Als Leftrin mit der Ölkanne und dem Pinsel vortrat, wandte sie sich ab. Seit ihr Sintaras Blut ins Gesicht gespritzt war, konnte sie nichts anderes mehr riechen oder schmecken. Sie hatte keine Lust, heute noch mehr Drachenblut zu sehen. Sie entdeckte Sintara am Rand der Ansammlung und schob sich durch die Menge zu ihr durch. »Ich will das nicht mit ansehen«, erklärte sie der Drachin mit leiser Stimme. »Es war schon schlimm genug zu beobachten, wie man die eine Schlange aus dir herausgezogen hat, und du hast sie nicht einmal lange in dir gehabt. Ich kann das nicht mit ansehen.«

Sintara wandte den Kopf, um ihre Hüterin zu betrachten. Die kupferfarbenen Augen kreisten, und plötzlich kamen sie Thymara fast flüssig vor, wie zwei wirbelnde Seen aus geschmolzenem Kupfer, die sich vom funkelnden Blau der Schuppen abhoben. Drachenzauber, versuchte sie sich zu ermahnen, doch es gelang ihr nicht. Sie ließ sich in den Blick hineinziehen, und allein durch die Aufmerksamkeit der Drachin gewann sie an Bedeutung. Nur ein letzter zynischer Gedankenfunke fragte schnippisch, ob der Blick des Drachen sie wirklich zu einem wichtigen Menschen machte. Doch sie kümmerte sich nicht darum.

»Du solltest jagen gehen«, schlug ihr Sintara vor.

Nur ungern verließ sie die Drachin. Sich von ihrem herrlichen kupferfarbenen Blick zu lösen, war, wie wenn man sich in

einer kalten, stürmischen Nacht vom prasselnden Kaminfeuer trennte. Thymara klammerte sich an den Blick der Drachin und weigerte sich zu glauben, dass Sintara sie fortschickte.

»Ich habe Hunger«, sagte Sintara sanft. »Kannst du mir nicht etwas zu fressen suchen?«

»Natürlich«, antwortete Thymara auf der Stelle, denn sie war Sintaras Willen wehrlos ausgeliefert. Die Stimme der Drachin war nur ein Hauch, der an Thymaras Ohr vorbeistrich. »Vorhin sind Greft und Jerd in den Wald verschwunden. Vielleicht wissen sie, wo es gute Beute gibt, und du solltest ihnen folgen.«

Das traf. »Ich bin eine bessere Jägerin, als Greft es jemals sein wird«, erklärte sie ihrer Drachin. »Ich habe es nicht nötig, ihnen zu folgen.«

»Nichtsdestotrotz glaube ich, dass du es tun solltest«, beharrte Sintara, und plötzlich schien es Thymara keine schlechte Idee zu sein. Am Rand ihres Bewusstseins nagte ein Gedanke. Sollte Greft bereits eine Beute erlegt haben, könnte sie sich vielleicht einen Teil davon beschaffen, genau wie er es mit ihrem Sumpfelch gemacht hatte. Diese Frechheit hatte sie ihm noch immer nicht heimgezahlt.

»Geh schon«, drängte Sintara, und Thymara tat wie geheißen.

Alle Hüter hatten sich angewöhnt, ihre Ausrüstung in ihren Booten zu verstauen. Mit Rapskals Unordnung fertigzuwerden, stellte Thymara jeden Tag aufs Neue auf die Probe. Sie empfand es als ungerecht, dass sie durch den Zufall, der sie am ersten Tag zusammengebracht hatte, dazu verdammt war, das Boot mit ihm zu teilen. Alle anderen wechselten regelmäßig die Ruderpartner, aber Rapskal war an einem solchen Tausch nicht interessiert. Und selbst wenn sie ihn überreden könnte, es zu probieren, war es doch sehr zweifelhaft, ob irgendein Hüter bereit wäre, ihn zu nehmen. Dabei war er hübsch und kannte sich mit Booten aus, und dazu war er stets guter Dinge. Sie konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, dass er jemals etwas Böses gesagt hätte. Sie schmunzelte. Dann war er eben seltsam, aber an diese Seltsamkeit konnte sie sich gewöhnen. Sie schob

seinen Ausrüstungsbeutel zur Seite, um in ihrem eigenen nach den Jagdutensilien zu kramen.

Wenn sie nicht in Sintaras Augen starrte, war es leichter, sich über die Beweggründe ihres Handelns klar zu werden. Sie erkannte, dass die Drachin sie mit ihrem Zauber eingewickelt hatte. Doch obwohl es ihr bewusst war, konnte sie den Zauber nicht ganz abschütteln. Zudem hatte sie nichts Dringlicheres zu tun, und Fleisch konnten sie allemal gebrauchen. Fleisch konnten sie immer gebrauchen. Wenn die Kupferdrachin erst einmal von den Schlangen befreit wäre, konnte sie bestimmt etwas zu fressen vertragen, und Mercor würde es gewiss auch nicht schaden. Doch während sie sich die Tasche überwarf, fragte sie sich, ob sie lediglich nach überzeugenden Gründen suchte, um Sintaras Wunsch nachzukommen. Nun, es zwar zwecklos, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Mit einem Schulterzucken verschwand sie unter dem Dach des Waldes.

Das Ufer des Regenwildnisflusses war in stetem Wandel begriffen und blieb doch immer gleich. An manchen Tagen fuhren sie ausschließlich an Nadelbäumen und filigranen, immergrünen Farnwedeln vorbei. Tags darauf konnte diese dunkelgrüne Wand allmählich weißstämmigen Bäumen Platz machen, die mit ihren großen blassgrünen Blättern in nicht endenden Reihen standen. Rankengirlanden hingen von den Zweigen herab, und die Kletterpflanzen waren schwer von den letzten Blüten und reifen Früchten. Heute war das Ufer breit und mit Schilf und Binsenbüscheln mit flaumigen Samenkapseln an den Spitzen bewachsen. Es bestand lediglich aus Sand und Schlick und war unbeständig – vielleicht würde die nächste Flut es bereits fortreißen. Dahinter und nur ein bisschen höher lag ein Wald aus grauborkigen Giganten, deren weit ausladende Äste die Erde in ewigen Schatten tauchten. Die Ranken, die von ihnen herabhingen, waren so dick wie ihre Hüfte, und sie bildeten ein Dickicht, das den undurchdringlichen Stäben eines Käfigs ähnelte.

Grefts Spur durch das Sumpfg Gras zu folgen, war nicht schwer. An manchen Stellen füllten sich seine Stiefelabdrücke bereits

mit Wasser. Die Eindrücke von Jerds bloßen Füßen waren weniger gut sichtbar. Doch Thymara war mit den Gedanken nicht so sehr bei den Spuren als bei der Drachin. Je weiter sie Sintara hinter sich zurückließ, desto klarer wurde sie im Kopf. Die Frage, warum Sintara sie zum Jagen geschickt hatte, war leicht zu beantworten: Die Drachin war immer hungrig. Allerdings hatte Thymara ohnehin vorgehabt, heute jagen zu gehen, darum machte es ihr nichts aus. Verwirrender war die Frage, weshalb Sintara plötzlich beschlossen hatte, sie zu verzaubern. Das hatte sie zuvor noch nie getan. Bedeutete dies, dass sie Thymara inzwischen für wichtiger erachtete?

Leicht wie eine wedelnde Flatterbinse huschte ein Gedanke durch ihren Kopf. »Vielleicht hat sie ihren Zauber zuvor nicht einsetzen können. Vielleicht wird sie nicht nur körperlich kräftiger, wenn sie sich neuen Herausforderungen stellt.«

Sie hatte vor sich hin geflüstert. Waren es ihre eigenen Gedanken gewesen, oder hatte sie für einen Moment den Geist eines anderen Drachen berührt? Diese Frage war genauso beunruhigend wie der Gedanke selbst. Erwarb Sintara allmählich die Drachenkräfte, von denen die Legenden berichteten? Und die anderen Drachen ebenfalls? Und falls dem so war, wie würden die Kreaturen sie nutzen? Würden sie die Hüter mit ihrem Zauber blenden, um sie zu katzbuckelnden Sklaven zu machen?

»So läuft das nicht. Es ist eher wie eine Mutter, die ihr missratenes Kind liebt.« Wieder murmelte sie vor sich hin. Gerade als sie unter das Blätterdach des Waldes trat, blieb sie stehen und schüttelte heftig den Kopf, sodass ihre schwarzen Zöpfe gegen ihren Nacken peitschten. Die kleinen Talismane und Perlen, die sie hineingeflochten hatte, schnalzten auf ihrer Haut. »Aufhören!«, befahl sie zischend demjenigen, der da in ihre Gedanken eindrang. »Lass mich zufrieden.«

Das ist keine kluge Entscheidung, aber es ist deine Entscheidung, Mensch.

Und als ob sich von Kopf und Schulter ein hauchdünner Mantel heben würde, verschwand die Präsenz. »Wer bist du?«,

fragte sie, doch wer immer es war, blieb verschwunden. *Mercor?*, fragte sie sich. »Das hätte ich besser vorher fragen sollen«, grummelte sie vor sich hin, während sie in den dichten Schatten des Waldes trat. Im Dämmerlicht war Grefts Spur nicht mehr so leicht auszumachen, aber er hatte trotz allem genügend Zeichen hinterlassen. Thymara war nicht weit gegangen, als sie nicht mehr auf seine Fährte zu achten brauchte. Denn sie hörte seine Stimme, wenn sie auch die Worte nicht verstand. Und dann antwortete ihm eine andere Stimme. Jerd, dachte sie. Offenbar jagten die beiden zusammen. Langsamer und leiser ging sie weiter, bis sie vollends stehen blieb.

Sintara hatte darauf bestanden, dass sie ihnen folgte. Aber warum eigentlich? Plötzlich fühlte sich Thymara unbehaglich. Welchen Eindruck würde es auf die zwei machen, wenn sie auf einmal auftauchte? Was würde sich Jerd dabei denken? Würde Greft es als Eingeständnis ihrerseits auffassen, dass er der bessere Jäger war? Sie kletterte auf einen der Bäume und bewegte sich von Ast zu Ast weiter. Sie war neugierig, ob er Beute erlegt hatte, und wenn ja, was für eine es war. Aber sie wollte nicht, dass sie ihre Anwesenheit bemerkten. Mittlerweile waren die Stimmen klarer, und sie verstand einzelne Worte. Jerd meinte, dass sie »es nicht verstehen« würde, und sie klang wütend. Grefts tiefere Stimme war schwerer verständlich. Doch Thymara hörte, wie er sagte: »Jess ist kein schlechter Kerl, auch wenn er ...« Alles Weitere war zu leise gesprochen. Sie tastete sich heran und dankte Sa für die schwarzen Klauen, mit denen sie sich an der glitschigen Borke festkrallen konnte. Indem sie von einem mächtigen Ast zum nächsten glitt, gelangte sie auf einen weiteren Baum. Unvermittelt blickte sie direkt auf Greft und Jerd hinab.

Sie jagten nicht. Und Thymara bezweifelte, dass es überhaupt eine Jagd gegeben hatte. Ihr Verstand brauchte eine Weile, um dem Anblick einen Sinn abzuringen. Sie waren nackt und lagen nebeneinander auf einer Decke. Ihre Kleider hingen ringsum in den Büschen. Grefts Körper war weit mehr von blauen Schup-

pen bedeckt, als Thymara angenommen hatte. Er lag von ihr abgewandt, und im Dämmerlicht des Waldes wirkte er wie eine große Eidechse, die nach einem Fleck Sonne sucht. Die wenigen Lichtstrahlen berührten in einer langen Linie seine Hüfte und Schenkel bis hinab zum Knie.

Jerd lag ihm zugewandt auf dem Bauch, das Kinn auf die Ellbogen gelegt. Ihr buschiges blondes Haar war noch unordentlicher als sonst. Auf ihrer nackten Schulter lag Grefts Hand. Sie hatte einen langen, schlanken Leib, und auf einmal empfand Thymara die grünlichen Schuppen entlang ihrer Wirbelsäule als schön. Sie schimmerten wie ein Rinnsal aus Smaragden, das ihren Rücken hinunterlief. Sie hatte die Beine angewinkelt und ließ die stark geschuppten Waden sanft hin und her schaukeln. »Wie kannst du so etwas nur vorschlagen? Es ist genau das Gegenteil von dem, was wir versprochen haben«, sagte sie zu Greft.

Er zuckte mit den bloßen Schultern, sodass das Licht auf seinem saphirblauen Rücken ein Stück wanderte. »Das sehe ich anders. Niemand hat sich zum Hüter der Drachin erklärt. Niemand hat ein Band mit ihr geschlossen, und sie ist halb tot. Wenn sie stirbt, können die anderen Drachen sie fressen. Das gibt ihnen Kraft und Erinnerungen. So dumm, wie die Kupferdrachin jedoch ist, steht zu befürchten, dass sie gar keine Erinnerungen hat. Aber wenn wir die Drachen dazu überreden können, uns den Leichnam oder auch nur Teile davon zu überlassen, könnte Jess damit Geld machen, von dem wir alle etwas hätten.«

»Aber das ist nicht ...«

»Warte. Lass mich aussprechen.« Er legte einen Finger auf ihre Lippen, um ihren Widerspruch abzuwürgen. Sie drehte widerspenstig den Kopf zur Seite, doch er lachte nur. Thymara wusste nicht zu sagen, was sie mehr entsetzte: dass sie nackt waren oder das Thema, über das sie sprachen. Was sie getan hatten, war eindeutig. Etwas Verbotenes. Aber Jerd schien verärgert und beinahe wütend auf Greft zu sein, und trotzdem

blieb sie ungeniert neben ihm liegen. Greft fasste sie beim Kinn und drehte ihren Kopf zu sich. Sie bleckte die Zähne, worauf er lachte.

»Manchmal bist du ein richtiges Kind.«

»Vorhin hast du mich aber nicht wie ein Kind behandelt!«

»Ich weiß.« Er ließ seine Hand erst seitlich an ihrem Hals hinabwandern, bevor er sie unter ihren Leib schob. Er berührte ihre Brüste. In Jerds Zähneblecken schlich sich ein eigentümliches Lächeln, sie rekelte sich und schmiegte sich an Grefts Hand. Thymara durchlief Entsetzen und eine seltsame Erregung. Ihr stockte der Atem. So sah das also aus. Sie hatte immer geglaubt, Sex wäre etwas für Erwachsene und nur für diejenigen, die das Glück hatten, einen normalen Körper zu besitzen. Doch während sie zusah, wie sich Jerd an Grefts Berührung rieb, erwachte ein sonderbarer Neid in ihr. Anscheinend hatte Jerd sich dies einfach genommen. Oder vielleicht hatte Greft sie mit irgendwelchen Tricks dazu gebracht oder sie dazu gezwungen? Nein. Dafür sah sie ihn viel zu wissend an. Thymara durchströmte eine beunruhigende Wärme. Sie konnte den Blick nicht abwenden.

Greft schien vollkommen vergessen zu haben, dass er etwas hatte sagen wollen. Unvermittelt wand sich Jerd aus seiner Berührung und fragte: »Was hast du eben gemeint? Ich glaube, du wolltest mich davon überzeugen, dass man den Chalcediern Drachentrophäen verkaufen darf.«

Aus seiner Kehle drang ein schwacher Laut, und dann zog er die Hand zu sich zurück. Als er weitersprach, klang er heiser. »Ich wollte dir erklären, dass wir Geld brauchen, wenn sich der Traum, den ich für uns habe, erfüllen soll. Dabei ist mir ziemlich egal, wo wir es auftreiben. Allerdings weiß ich, wo wir es nicht herkriegen. Weder die Händler aus Bingstadt noch die der Regenwildnis würden uns helfen, unsere eigene Stadt zu gründen. Beide sehen Scheusale in uns. Sie waren froh, als wir Trehaug verlassen haben, umso mehr, weil wir die Drachen mitgenommen haben. Sie rechnen nicht damit, dass wir zurück-

kehren. Denn sie glauben nicht, dass wir überleben. Und sollten wir Kelsingra finden, glaubst du tatsächlich, dass sie es uns überlassen würden? Nein, Jerd. Wenn wir es entdecken und es dort Uraltenartefakte gibt, dann kannst du darauf wetten, dass die Händler sie für sich beanspruchen werden. Ich habe Kapitän Leftrin bei der Arbeit beobachtet, wie er unseren bisherigen Weg kartografiert hat. Es gibt nur einen einzigen Grund, weshalb er das machen sollte. Damit er, falls wir etwas Wertvolles finden, nach Trehaug zurückkehren und es den Händlern erzählen kann. Und damit diese dann den Weg wissen, um zu uns zu gelangen und es uns wegzunehmen. Dann sind wir wieder aus dem Spiel, die Überflüssigen und Ausgestoßenen. Selbst wenn wir nichts weiter entdecken als ein Stück Land, das groß genug ist, um den Drachen ein Überleben zu ermöglichen, sind wir nicht sicher. Wie lange suchen die Händler schon nach Ackerland? Selbst das würden sie uns nehmen. Deshalb müssen wir vorausdenken. Wir wissen, dass Cassarick und Trehaug voll und ganz auf den Handel angewiesen sind. Sie graben Uraltenschätze aus, um sie über die Händler von Bingstadt zu verkaufen. Aus eigener Kraft können sie sich nicht ernähren. Ohne den Handel wären sie schon vor Jahren zugrunde gegangen. Aber was haben wir? Nichts. Wenn wir trockenes, festes Land finden, können wir für uns und unsere Kinder vielleicht etwas aufbauen. Aber selbst wenn wir nur Feldfrüchte anbauen, brauchen wir Saatgut und Werkzeuge. Wir müssen uns Häuser bauen. Und um zu kaufen, was wir dafür benötigen, brauchen wir Geld.«

Thymara schwirrte der Kopf. Sprach Greft etwa von einer Stadt für die Hüter und ihre Drachen? Von einer Zukunft, die losgelöst von Trehaug und Cassarick war? Von einer Zukunft mit Kindern? Mit Ehemännern und Ehefrauen? Das war undenkbar, unvorstellbar. Ohne bewusst darüber nachzudenken, legte sie sich flach auf den Ast und robbte näher heran.

»Das wird nicht gehen«, entgegnete Jerd verächtlich. »Wenn wir einen Ort finden, an dem wir uns ansiedeln können, dann

wird er zu weit flussaufwärts liegen. Wer würde da mit uns handeln?»

»Jerd, manchmal bist du wirklich ein Kind! Nein, warte, schau mich nicht gleich so böse an. Das ist nicht deine Schuld. Du hast außer der Regenwildnis nichts kennengelernt. Ich selbst bin auch nur ein-, zweimal darüber hinausgekommen, aber immerhin habe ich gelesen, wie es im Rest der Welt zugeht. Und der Jäger ist ziemlich gebildet. Er hat große Ideen, Jerd, und er sieht die Dinge klar. Wenn er mir etwas erklärt, dann ist alles so logisch. Ich war schon immer überzeugt, dass es einen Weg geben muss, ein anderes Leben zu führen, aber ich habe ihn nicht erkannt. Jess meint, das liegt daran, dass man mir die Regeln so lange eingebläut hat, bis ich nicht mehr sehen konnte, dass diese Regeln von Menschen gemacht sind. Aber wenn Menschen Regeln aufstellen, dann können andere Menschen diese auch ändern. *Wir* können sie ändern. Wir müssen sie nicht über uns bestimmen lassen, nur weil es schon immer so war. Wenn wir den nötigen Mut haben, können wir ausbrechen. Sieh doch, wie es uns mit den Drachen geht. Sie erinnern sich daran, wie die Welt einst gewesen ist, als sie noch über sie herrschten. Und sie glauben, dass es wieder so sein wird. Aber wir müssen ihnen diese Macht nicht geben. Keiner der Drachen braucht den Kadaver der Kupfernen, wenn sie stirbt. Für sie ist das nur Fleisch, und damit haben wir sie reichlich versorgt. Auf gewisse Weise schulden sie uns das sogar, vor allem, wenn man bedenkt, was es für uns bedeuten könnte. Mit den Reichtümern, die wir für den Drachenleichen bekommen würden, könnten wir den Grundstein zu einem besseren Leben für uns alle legen. Auch für die Drachen! Wenn wir den Mut haben, die Regeln zu ändern und zur Abwechslung einmal das zu tun, was für uns am besten ist ...« Thymara konnte förmlich sehen, wie Grefts Fantasie in einer möglichen Zukunft schwelgte. Das grimmige Lächeln auf seinen Lippen zeugte von dem Gefühl des Triumphs über alte Demütigungen und Ungerechtigkeiten. »Jess sagt, dass jeder mit dir handelt, wenn du Geld hast. Und wenn

wir hin und wieder seltene Waren feilzubieten haben, einzigartige Waren, die man sonst nirgends bekommen kann, dann werden auch immer irgendwelche Leute bereit sein, zu uns zu kommen, ganz egal, wie mühsam es ist. Sie werden kommen, und sie werden unsere Preise zahlen.«

Jerd hatte sich auf die Seite gerollt, um ihn anzusehen. Im Dämmerlicht funkelte das Silber in ihren Augen noch stärker. Sie wirkte beklommen. »Warte. Sprichst du schon wieder davon, Drachenteile zu verschachern? Nicht nur jetzt, wenn die Kupferne vielleicht stirbt, sondern auch zukünftig? Das ist nicht richtig, Greft. Was würdest du sagen, wenn ich dein Blut oder deine Knochen verkaufen wollte? Was würdest du denken, wenn die Drachen unsere Kinder großziehen würden, um sie zu fressen?«

»Das ist doch etwas anderes! So muss es ja nicht gleich sein. Du malst dir das in den schwärzesten Farben aus.« Er streckte wieder die Hand nach ihr aus, zärtlich und besänftigend, strich ihr über den Arm, von der Schulter zum Ellbogen und wieder zurück. Dann glitt seine Berührung zu ihrem Hals, und langsam wanderte seine Hand ihre Brust hinab. Thymara konnte sehen, wie sich ihre Brüste beim Einatmen hoben. »Die Drachen werden das schon irgendwann begreifen. Ein paar Schuppen, ein Spritzer Blut, eine Klauenspitze. Nichts, was ihnen schaden würde. Und manchmal auch etwas mehr als das, womöglich der Zahn oder das Auge eines Drachen, der ohnehin bald sterben wird ... aber nicht zu oft, denn das Seltene darf nicht gewöhnlich werden, und damit wäre niemandem gedient.«

»Das gefällt mir nicht«, sagte sie ausdruckslos und rollte sich unter seiner forschenden Hand weg. »Und ich glaube, dass es keinem der Drachen gefallen wird. Was ist mit Kalo? Hast du ihm deinen Plan verraten? Wie hat er es aufgenommen?«

Er zuckte mit den Schultern und gab dann zu: »Es hat ihm nicht gefallen. Er meinte, er würde mich umbringen, bevor er das zulassen würde. Aber er droht mir mehrmals am Tag, mich umzubringen. Das sagt er eben so, wenn etwas nicht so läuft,

wie er möchte. Er weiß, dass er den besten Hüter hat. Deshalb droht er mir zwar, behält mich aber dennoch. Ich glaube, er wird bald genug einsehen, dass es ein kluger Gedanke ist.«

»Ich nicht. Ich glaube, er wird dich töten.« Sie sagte es leichthin, und doch war der Ernst in ihrer Stimme nicht zu überhören. Beim Sprechen streckte sie sich und sah auf ihre Brüste hinab. Sie fuhr sich über die linke Brustwarze, als wollte sie etwas verscheuchen.

Grefts Blick folgte ihrer Hand, und seine Stimme klang tiefer. »Vielleicht kommt es gar nicht erst so weit«, räumte er ein. »Vielleicht finden wir Kelsingra, und es ist voller Uraltenschatzen. Sollten wir dort Reichtümer finden, müssen wir sicherstellen, dass sie uns niemand streitig macht. Trehaug wird Anspruch auf sie erheben, da kannst du Gift drauf nehmen. Und Bingstadt will gewiss der alleinige Umschlagplatz für sie sein. Uns werden sie wieder mit der alten Leier abspeisen: ›So war es schon immer.‹ Aber du und ich, wir wissen, dass es nicht immer so bleiben muss. Wir müssen bereit sein, unsere Zukunft vor gierigen Händen zu verteidigen.«

Jerd schob sich blondes Haar aus dem Gesicht. »Gref, du spinnst so wundervolle Traumgeflechte. Du sprichst, als wären wir mehrere Hundert Leute auf der Suche nach einer Zuflucht. Dabei sind wir gerade mal ein gutes Dutzend. ›Unsere Zukunft verteidigen‹, sagst du. Welche Zukunft? Wir sind zu wenige. Bestenfalls können wir erwarten, dass wir ein besseres Leben finden. Meistens gefallen mir deine Gedanken, wenn du von neuen Regeln und einem neuen Leben sprichst. Aber manchmal hörst du dich an wie ein kleines Kind, das mit seinem Holzspielzeug spielt und vorgibt, es handle sich um ein Königreich.«

»Ist das denn verkehrt? Dass ich König sein will?« Er hielt den Kopf schief und grinste mit zusammengepressten Lippen. »Ein König braucht eine Königin.«

Ihre Erwiderung war streng und klang verächtlich. »Du wirst nie ein König sein.« Doch mit den Händen entlarvte sie ihren Tonfall als Lüge. Staunend beobachtete Thymara, wie Jerd ihn

an beiden Schultern fasste, sich auf den Rücken rollte und ihn auf sich herabzog. »Genug geredet«, erklärte sie. Eine Hand glitt in Grefts Nacken, und sie zog sein Gesicht zu ihrem herunter.

Thymara sah zu.

Obwohl sie es nicht wollte. Zu keinem Zeitpunkt entschied sie sich tatsächlich dafür zu bleiben. Ihre Klauen gruben sich einfach in die Borke und hielten sie fest. Mit gerunzelter Stirn starrte sie hinab, ohne die Stechmücken zu beachten, die um sie herumsummten.

Sie hatte Vögel bei der Paarung beobachtet, wie ein Männchen das Weibchen bestieg. Ein wenig Geflatter und ein paar Zuckungen, es war schnell vorbei, manchmal schien das Weibchen es kaum bemerkt zu haben. Thymaras Eltern hatten ihr nie etwas über den Beischlaf erzählt, denn er war ihr und ihresgleichen ohnehin verboten. Sämtliche Neugier in diese Richtung war ihr beharrlich ausgetrieben worden. Selbst ihr geliebter Vater hatte sie ermahnt: »Es kann passieren, dass du Männern begegnest, die dich missbrauchen, obwohl sie wissen, dass das, was sie wollen, verboten ist. Vertraue keinem Mann, der versucht, dich über einen Händedruck hinaus zu berühren. Entferne dich sogleich von ihm und gib mir Bescheid.«

Und sie hatte ihm geglaubt. Er war ihr Vater, der nur das Beste für sie wollte. Niemand würde ihr einen Heiratsantrag machen. Jedermann wusste, dass die Kinder derer, die von der Regenwildnis schwer gezeichnet waren, entweder als vollkommene Missgeburten zur Welt kamen oder nicht lebensfähig waren. Deshalb hatte es für Leute wie sie keinen Zweck, sich zu paaren. Das Essen, das sie während der Schwangerschaft brauchte, ohne in dieser Zeit selbst jagen oder sammeln zu können, die Schwierigkeiten, mit denen sie ein Kind auf die Welt brächte, das höchstwahrscheinlich sterben würde ... Nein. In der Regenwildnis waren die Güter knapp bemessen, und das Leben war hart. Niemand hatte ein Recht auf Nahrung, wenn er nichts einbrachte. Das entsprach nicht der Händlersitte.

Allerdings hatte ihr Vater gegen diese Regel verstoßen. Mit

Thymara war er ein Risiko eingegangen und hatte darauf gesetzt, dass sie sich selbst versorgen würde. Und das hatte sie auch getan. Vielleicht galten die Regeln also nicht unbedingt und immer ... Hatte Greft recht? Konnte es sein, dass jede von Menschen aufgestellte Regel von Menschen geändert werden konnte? Waren die Gesetze etwa gar nicht so unveränderlich in Stein gemeißelt, wie sie immer geglaubt hatte?

Das Paar unter ihr schien keinen einzigen Gedanken an Regeln zu verschwenden. Offensichtlich dauerte es auch um einiges länger als bei den Vögeln. Dabei gaben sie Geräusche von sich, leise Laute, mit denen sie sich ihrer Lust versicherten und bei denen Thymara Schauer über den Rücken liefen. Als Jerd sich aufbäumte und Greft genüsslich ihre Brüste küsste, rief das in Thymaras Körper Gefühle hervor, die sie kaum fassen konnte und für die sie sich schämte. Glitzernd floss das Licht über die beiden Leiber, die sich rhythmisch bewegten. Greft stieß Jerd mit der Hüfte, als wolle er sie bestrafen, doch die Frau unter ihm wand sich lediglich, und plötzlich fasste sie ihn bei den Pobacken und drückte ihn fest an sich heran, sodass er sich nicht mehr bewegte. Dabei stieß sie ein unterdrücktes Stöhnen aus.

Kurz darauf brach Greft auf ihr zusammen. Lange Zeit lagen sie einfach nur da. Allmählich beruhigte sich Grefts keuchender Atem. Er hob den Kopf und löste sich ein wenig von ihr. Einen Moment später wischte sich Jerd mit der Hand schweißnasse Haarsträhnen aus dem Gesicht. Langsam kroch ein Lächeln in ihre Züge, als sie zu ihm aufsah. Dann riss sie die Augen auf, denn ihr Blick glitt an Greft vorbei und fiel auf Thymaras entsetztes Gesicht. Jerd kreischte auf und griff vergeblich in Richtung ihrer Kleider.

»Was ist denn?«, fragte Greft und rollte sich von ihr herab, bevor auch er den Blick nach oben richtete. Doch inzwischen war Thymara schon zwei Bäume weit entfernt und hastete in gestrecktem Lauf davon. Wie eine Eidechse huschte sie dahin und sprang von Ast zu Ast. Hinter sich hörte sie Jerds wütendes

Gekeife. Dann traf sie Grefts Gelächter siedend heiß. »Wahrscheinlich ist Zuschauen das Äußerste, was sie jemals wagen wird«, rief er, denn offenbar wollte er, dass sie es hörte. Tränen brannten ihr in den Augen, und ihr Herz hämmerte erbarungslos in ihrer Brust, während sie floh.

Sedric stand allein an Bord der *Teermann* und sah zum Ufer. Es waren keine Anzeichen auszumachen, dass man heute noch aufbrechen würde. Vielmehr rannte Leftrin mit einem dampfenden Eimer herum und verarztete Drachen. Sedric wurde mulmig, weil die meisten Leute sich inzwischen um die kraftlos daliegende Kupferdrachin scharten. Es war nicht seine Schuld. Das Tier war schon krank gewesen, als er es aufgesucht hatte. Bang fragte er sich, ob er womöglich einen Hinweis zurückgelassen hatte. Er hatte dem Tier nicht wehtun wollen, sondern nur das genommen, was er so dringend benötigte. »Es tut mir leid«, sagte er leise und war sich nicht sicher, wem es galt. Leftrin gesellte sich zu den Hütern, die um die Kupferne herumstanden. Sedric vermochte nicht zu sehen, was sie dort taten. War sie tot? Hüter und andere Drachen bildeten eine Mauer. Was war nur los?

Plötzlich stieß Sedric einen Schrei aus und krümmte sich zusammen. Sein Inneres wurde von fürchterlichen Krämpfen geschüttelt. Er sank auf die Knie und stürzte seitwärts auf die Planken. Die Schmerzen waren so stark, dass er nicht einmal um Hilfe rufen konnte. Aber das hätte ihm sowieso nichts gebracht. Alle waren an Land gegangen, um sich um die Drachen zu kümmern. Es war, als würden ihm die Eingeweide aus dem Leib gerissen. Er fasste sich an den Bauch, doch das konnte ihn nicht vor den Qualen bewahren. Er schloss die Augen, während die Welt um ihn herum in einen Strudel zu geraten schien. Unvermittelt verlor er das Bewusstsein.

Siebter Tag des Gebetsmondes

IM SECHSTEN JAHR DES UNABHÄNGIGEN HÄNDLERBUNDS

Von Detozi, Vogelwart in Trehaug,
an EreK, Vogelwart in Bingstadt

Heute habe ich drei Vögel entsandt mit Hochzeitseinladungen der Familie des Händlers Delfin. Anbei die Liste der Empfänger in Bingstadt. Falls einer der Vögel nicht ankommen sollte, sorgt bitte dafür, dass dennoch jeden der Empfänger ein Duplikat der Einladung erreicht.

Da die Hochzeit in Bälde stattfindet, ist prompte Zustellung erforderlich.

EreK,

bitte vergewissert Euch, dass die Einladungen umgehend bei ihren Empfängern landen. Andernfalls fürchte ich, dass die Familien zur Geburt des Kindes eingeladen werden, noch bevor sie zur Hochzeit eintreffen! In Trehaug herrschen nicht mehr die Sitten von einst. Manche machen dafür die Tätowierten verantwortlich, aber dieses Paar ist in der Regenwildnis geboren und aufgewachsen!

Detozi

TÜCKISCHE STRÖMUNGEN

Hest beugte sich über Sedric und sah auf ihn herab. Sein schönes Gesicht war von einem höhnischen Grinsen entstellt. Enttäuscht schüttelte er den Kopf. »Du versagst, weil du dich nicht genug anstrengst. Wenn es darauf ankommt, schreckst du vor jeder Herausforderung zurück.« Im Dunkel der kleinen Kabine wirkte Hest überlebensgroß. Sein Oberkörper war entblößt, und das dichte schwarze Dreieck gekräuselter Haare auf seiner Brust wurde von den breiten, muskulösen Schultern eingerahmt. Der Bauch über dem Bund seiner engen Hose war flach und straff. Voller Sehnsucht sah Sedric zu ihm auf. Hest war sich dessen bewusst, lachte kurz, tief und hässlich und schüttelte den Kopf. »Du bist träge und schwächlich. Du warst noch nie in der Lage, es mit mir aufzunehmen. Ich weiß wirklich nicht, weshalb ich mich überhaupt mit dir abgegeben habe. Wahrscheinlich aus Mitleid. Wie du da gestanden hast, so gefühlsduselig und schüchtern, mit bebender Unterlippe beim Gedanken an das, was du nie haben würdest. Was du nicht einmal zu erhoffen wagtest! Deshalb war ich versucht, dir eine Kostprobe davon zu geben.« Er lachte rau. »Was warst du nur für eine Zeitverschwendung. An dir ist nichts mehr, was mich herausfordern, was mich reizen würde, Sedric. Nichts, was ich dir noch beibringen könnte, und es gab ohnehin nie etwas, was ich von dir hätte lernen können. Du hast immer gewusst, dass dieser Tag kommen würde, oder nicht? Und hier ist er. Ich bin deiner überdrüssig. Gelangweilt von dir und deinem Gewim-

mer. Ich habe es satt, dir Löhne zu zahlen, die du dir kaum verdient hast, habe es satt, dass ich dich durchfüttern muss wie einen Schmarotzer. Du verabscheust Redding, nicht wahr? Aber sage mir, was macht dich besser als ihn? Er verfügt immerhin über ein eigenes Vermögen. Wenigstens kann er für sich selbst bezahlen.«

Sedric bewegte den Mund und versuchte zu sprechen. Er wollte Hest sagen, dass er etwas Bedeutendes vollbracht hatte, dass er mit den Schuppen und dem Drachenblut ein Vermögen verdienen würde, das er gerne mit Hest teilen würde. *Gib mich nicht auf*, wollte er sagen. *Verlass mich nicht und wende dich einem anderen zu, nicht jetzt, wenn ich nicht einmal zugegen bin und keinen Versuch unternehmen kann, dich umzustimmen.* Er bewegte die Lippen, aber es drang kein Laut aus seiner gequälten Kehle. Nur ein paar Tropfen Drachenblut perlten von seinen Lippen.

Und es war zu spät. Redding war dort, Redding mit seinem dicken kleinen Nuttenmund, den Wurstfingern und den fettigen goldenen Locken. Redding war dort, er stand neben Hest und fuhr ihm mit dem Finger den nackten Arm auf und ab. Hest wandte sich ihm lächelnd zu. Plötzlich senkten sich seine Augenlider in einer Art und Weise, die Sedric nur zu gut kannte, und dann fuhr er wie ein Falke herab, um Redding zu küssen. Sedric konnte Hests Gesicht nicht länger sehen, aber dafür Reddings Hand, die wie ein Seestern auf Hests muskulösem Rücken lag und ihn zu sich heranzog.

Sedric wollte schreien und spannte seine Kehle an, bis sie schmerzte, aber er brachte keinen Laut heraus.

Sie haben dir wehgetan? Soll ich sie töten?

»Nein!«, platzte es unvermittelt aus ihm heraus. Er fuhr hoch und erwachte dabei. Dann erst stellte er fest, dass er auf der verschwitzten Bettstatt seiner kleinen muffigen Kabine lag. Um ihn her herrschte Düsternis. Kein Hest, kein Redding. Nur er selbst. Und eine kleine Kupferdrachin, die beständig gegen die Mauer seines Bewusstseins anstürmte. Schwach spürte er ihre Fragen, ihr blödsinniges Interesse an ihm. Er schob sie beiseite,

presste die Augen zu und vergrub das Gesicht in dem Bündel, das ihm als Kissen diente. *Nur ein schlechter Traum*, redete er sich ein. *Nur ein Albtraum*.

Aber einer, der nur zu leicht wahr sein konnte.

In trüben Stunden war er der Überzeugung, Hest hätte ihn schon eine ganze Weile loswerden wollen. Dass Sedric Alise in Schutz genommen hatte, war vielleicht nur der Anlass gewesen, ihn in die Wüste zu schicken.

Mit einiger Anstrengung konnte sich Sedric ins Gedächtnis rufen, wie es zwischen ihnen begonnen hatte. Hests Ruhe und Stärke hatten ihn angezogen. Wenn sie allein gewesen waren, hatte er in Hests kräftiger Umarmung das Gefühl gehabt, endlich einen sicheren Hafen gefunden zu haben. Und das Wissen, dass es eine Zuflucht für ihn gab, hatte ihn ermutigt und gestärkt. Selbst sein Vater hatte gemerkt, dass er sich verändert hatte, und ihm gesagt, dass er stolz auf den Mann sei, der aus ihm werden würde.

Wenn der nur wüsste!

Wann hatte sich Hests Kraft aus einer Zuflucht in eine Gefängnismauer verwandelt? Wann hatte Sedric angefangen, diese Kraft nicht mehr als willkommene Schutzmacht, sondern als eine gegen ihn gerichtete Bedrohung zu empfinden? Wieso hatte er die Tatsache, wie sehr sich die Dinge verändert hatten, wie sehr Hest ihn verändert hatte, zu keinem Zeitpunkt wahrgenommen? Doch eigentlich hatte er es schon gemerkt, musste er sich eingestehen. Es war ihm bewusst gewesen. Dennoch war er blindlings weitergestolpert und hatte Hests Grausamkeit und Gemeinheiten entschuldigt, indem er sich selbst die Schuld für die Missstimmungen gegeben und so getan hatte, als würde alles irgendwie wieder so werden wie früher.

War es denn jemals so gut gewesen? Oder war es nur ein Traum gewesen, den er sich selbst ersponnen hatte?

Er drehte sich zur Seite, drückte sein Gesicht ins Kissen und schloss die Augen. Er würde nicht an Hest denken oder daran, wie es früher zwischen ihnen gewesen war. Er würde sich nicht

den Kopf darüber zermartern, was aus ihrer Beziehung geworden war. Im Moment hatte er nicht einmal genug Zuversicht, sich etwas Besseres für sie vorzustellen. Er wünschte, er hätte mehr Vorstellungskraft für einen besseren Traum.

»Bist du wach?«

Er war nicht wach gewesen, aber jetzt war er es. Ein schmaler Lichtstreifen fiel durch die geöffnete Tür in Sedrics Kabine. Bei der Silhouette, die sich in ihrem Rahmen abzeichnete, musste es sich um Alise handeln. Natürlich. Sedric seufzte.

Als hätte er damit eine Einladung ausgesprochen, trat sie in die Kammer, ohne die Tür hinter sich zu schließen. Auf dem Boden bildete sich ein Lichtrechteck, in dem seine hingeworfenen Kleider sichtbar wurden. »Hier drin ist es so dunkel«, sagte sie entschuldigend. »Und eng.«

Damit meinte sie muffig. Seit drei Tagen hatte er sich kaum aus der Kabine herausbewegt. Und wenn, dann hatte er mit keiner Menschenseele gesprochen und war so schnell wie möglich wieder in sein Bett zurückgekehrt. Davvie, der Jägerjunge, hatte ihm die Mahlzeiten gebracht und später wieder abgeräumt. Anfangs hatte Sedric zu starke Schmerzen gehabt, um Hunger zu verspüren. Und nun war er zu niedergeschlagen, um etwas zu essen.

»Davvie sagt, er hat den Eindruck, dass es dir besser geht.«

»Das stimmt nicht.« Konnte sie nicht einfach verschwinden? Er wollte nicht mit ihr reden. Er wollte niemandem gestehen, in welchen Schwierigkeiten er steckte. Davvie war schlimm genug. Mit seinen bohrenden Fragen und der freimütigen Preisgabe seiner eigenen, nicht weiter bemerkenswerten Lebensgeschichte war er eine Plage. Wie konnte sich ein Dreizehnjähriger nur einbilden, etwas vollbracht zu haben, das für einen anderen auch nur von geringstem Interesse war? Die ziellosen Erzählungen des Jungen schienen auf nichts hinauszulaufen, jedenfalls nichts, was Sedric sich zusammenreimen oder Davvie formulieren konnte. Deshalb vermutete Sedric, dass Carson

